1,60 DM / Band 245
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark




Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90




# Verdammt und begraben

## John Sinclair Nr. 245

## Teil 2/2

***von Jason Dark***

***erschienen am 15.03.1983***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Verdammt und begraben

Kapitän Romanescu taumelte zurück, als die Kante des schweren Sargdeckels ihn an der Hüfte traf. Er spürte den stechenden Schmerz am Knochen, ignorierte ihn jedoch, denn er mußte sich auf das konzentrieren, was vor ihm geschah.

Das war schrecklich genug.

Aus dem offenen Sarg stieg eine Gestalt. Eine Frau, fast noch ein Mädchen, dazu unbekleidet. Sie hatte dunkelblondes Haar, das Anfänge einer Verfilzung zeigte und in mehreren langen Strähnen zu beiden Seiten ihres Gesichts herabhing.

Eine Nackte in einem Sarg!

Allein das war schon ungewöhnlich und hätte auch den abgebrühtesten Casanova und Herzensbrecher erschreckt.

Noch schlimmer war das Gesicht der jungen Frau, besonders der Mund, denn als sie ihn öffnete, sah der Kapitän die beiden langen, spitzen Zähne, die aus dem Oberkiefer des Mädchens stachen…

Er hatte keine Lebende vor sich, sondern eine lebende Tote, eine Vampirin, die sich vom Blut der Menschen ernährte.

Und er war gekommen, um sie zu vernichten!

Zunächst einmal mußte er sich von dem Schreck erholen, denn er hätte nie gedacht, daß ihm ein unbekleidetes Wesen gegenübertreten würde. Es stieg aus dem Sarg. Dabei beeilte es sich nicht einmal sehr, denn es hatte Zeit genug.

Die Bewegungen der Wiedergängerin konnte man mit dem Wort gemessen umschreiben, sie war sich ihrer Beute sicher und fixierte sie aus gierigen Augen.

Der Kapitän hatte seine Taschenlampe so gelegt, daß der breite Strahl die Gestalt auch noch erfaßte, als sie aus dem Sarg stieg und sich dann nach rechts abwandte, um im Halbdämmer des Lagerraums eine bessere Angriffsposition einzunehmen.

Die Frau gehörte noch nicht lange zu den Blutsaugern. Nach dem roten Lebenssaft gierte sie jedoch. Der Trieb war über sie gekommen, als sie aus dem langen Schlaf erwachte und feststellen mußte, daß sich bei ihr einiges verändert hatte.

Die menschliche Existenz lag für sie meilenweit zurück. Jetzt gab es nur noch die dämonische.

Allein sie zählte!

Vor ihr stand ein Mensch. Sie sah ihn, sie hörte ihn, sie roch ihn.

Jeder Mensch roch. Vielleicht war es der feine Blutgeruch, den er ausströmte und den nur Vampire wahrnehmen können.

Sie bewegte sich.

Noch immer geschah dies langsam, denn sie war sich ihrer Sache sicher. Aber sie hatte etwas vergessen.

Kapitän Romanescu war nicht unbewaffnet in den Lagerraum gegangen. Er besaß zwar kein Kreuz, auch keinen angespitzten Eichenpfahl, dafür jedoch ein Mittel, das auch Vampire stark abschreckte.

Knoblauch!

Eine Knoblauchstaude hatte er sich aus der Küche geholt, und damit wollte er die Untote vernichten.

Bisher hatte sie nur den Menschen gerochen, doch als sie weiter vorschritt, da nahm sie einen anderen Duft wahr.

Einen für sie ekligen, widerlichen, abstoßenden Geruch.

Knoblauch!

Sie blieb stehen und ihr Gesicht verzerrte sich zu einer häßlichen Grimasse.

Zum erstenmal in seinem Leben vernahm der Mann das Fauchen einer Blutsaugerin. Das Geräusch hätte auch ein Tier ausstoßen können, so ähnlich hörte es sich an.

Aber es war die Vampirin!

Romanescu atmete schneller. Stoßweise drang die Luft aus seinem Mund. Er begann zu zittern, denn er ahnte, daß jetzt etwas Entscheidendes auf ihn zukam.

Er hatte die Untote freigelassen, und er mußte für ihre Vernichtung sorgen.

Obwohl er so sehr unter Streß stand und er auch Angst hatte, war ihm das Zögern seiner Gegnerin nicht entgangen. Er interpretierte es als Furcht, und diese Deutung gab ihm Mut.

Er mußte es schaffen!

Gleitend bewegte er sich voran. Selten in seinem Leben hatte das Herz so heftig geschlagen. Der Mann schälte sich aus dem fahlen Zwielicht, und ein heller Schein traf sein Gesicht, als er in den Streubereich der Lampe geriet.

Er durchquerte ihn mit einem Schritt. Plötzlich fühlte er sich besser, er hatte die Angst überwunden, und er wußte plötzlich, daß er es schaffen konnte.

Zuerst hob er seinen rechten Arm. In der Hand hielt er die Knoblauchstaude. Die einzelnen Knollen befanden sich dicht beieinander, sie schienen zusammenzukleben, bildeten aber keine Kette, sondern nur eine etwa armlange Schnur.

Sie mußte reichen!

Romanescu stammte aus Rumänien. Er hatte natürlich schon von Vampiren gehört. Fast alle seiner Landsleute schworen darauf, daß es sie auch gab, nur gesehen hatte sie kaum jemand, und wenn, dann war dieser Zeuge ebenfalls in den meisten Fällen zum Blutsauger geworden.

Und das wollte Romanescu nicht!

Er schlug zu.

Es war eine Bewegung, die er nicht einmal mit einem Zucken der Augenlider signalisiert hatte. Die Kette war ziemlich lang, und die Untote befand sich nicht allzu weit von ihm entfernt, so daß eine gute Chance bestand, sie zu treffen.

Die Staude wirbelte auf die Vampirin zu.

Beide Hände riß sie in die Höhe, schützte somit ihr Gesicht, aber nicht Unterarme. Da klatschte die Staude gegen.

Das Wesen zuckte zurück, als hätte man es mit einem feurigen Strahl bestrichen.

Sie schüttelte den Kopf, das Gesicht verfärbte sich, sie starrte auf ihre Hände und wankte nach hinten.

Romanescu setzte nach. Er hatte plötzlich die Oberhand bekommen, und er merkte, daß er es schaffen konnte. Der Knoblauch vernichtete diese verfluchten Blutsauger.

Die Vampirin war zwar getroffen worden, sie spürte auch heiße Schmerzen, aber sie war nicht kampfunfähig. Und sie setzte alles

daran, ihr untotes Leben zu verteidigen.

Plötzlich konnte sie schnell reagieren. Bei ihren Bewegungen war von Behäbigkeit nichts mehr zu spüren. Sie sprang über den Sarg hinweg, in dem sie einmal gelegen hatte, sie spurtete dorthin, wo der schwere Deckel lag. Wenn sie ihn zu packen bekam, konnte sie ihn ihrem Gegner über den Schädel dreschen und ihn zumindest bewußtlos schlagen.

Die Kapitän hatte sich von dieser Reaktion überraschen lassen und reagierte zu spät. Er fuhr erst herum, als die Blutsaugerin den Deckel bereits gepackt hielt.

Sie wollte ihn hochwuchten.

Es blieb beim Vorsatz. Etwas Furchtbares geschah mit der rechten Hand des untoten Mädchens.

In ihr steckte keine Kraft mehr, denn sie war von der Knoblauchstaude getroffen worden und faulte.

Als sie den Deckel hochstemmen wollte, hatte die Hand bereits eine bräunliche Farbe angenommen und hing im rechten Winkel vom Arm herunter.

Das schockte die Untote!

Romanescu aber sah seine große Chance. Wenn er es jetzt nicht schaffte, dann nie mehr.

Und er wagte es.

Ein kräftiger Sprung brachte ihn in die Nähe des gebückt dastehenden Mädchens. Er prallte dagegen und riß die Nackte einfach um. Gemeinsam schlugen sie zu Boden.

Romanescu fiel auf sie. Er rammte ihr den Ellbogen gegen den Hals, hörte ein Röcheln und sah das verzerrte Gesicht dicht vor seinen Augen. Zum erstenmal schaute er in den Schlund dieser Blutsaugerin hinein, aus seiner Kehle drang ein tiefes Knurren, Speichel tropfte über die Unterlippen, und es gelang ihm, den linken Arm so anzuwinkeln, daß er die Hand mit dem Knoblauch nach unten drücken konnte.

Genau in das Maul!

Das war der entscheidende Treffer!

Drei, vier Knoblauchkugeln verschwanden im weit aufgerissenen Mund der Blutsaugerin. Sie hatte noch schreien wollen, doch dieser Laut wurde nur zu einem Röcheln.

Der Kapitän war wie von Sinnen. Er fluchte, er schrie, und er stopfte die Knoblauchknollen tiefer in das Maul des seelenlosen Geschöpfes.

»Friß sie, du Bestie!« brüllte er in rasender Wut und preßte weiter.

Er lachte dabei, drückte gegen den Körper und stellte fest, daß dieser ihm keine Widerstandskraft mehr entgegensetzte.

Romanescu befand sich auf der Siegerstraße. Er würde den höllischen Kampf für sich entscheiden, das stand fest.

Noch immer schaute er in das Gesicht seiner Gegnerin. Bei ihr schienen die Augen aus den Höhlen zu quellen. Der Druck wurde noch stärker, und der Knoblauchgeruch sowie die Berührung mit diesem Gewürz vernichteten den weiblichen Vampir.

Als er die Finger gegen die linke Wange des Wesens stieß und sie eindrücken konnte, da wußte er Bescheid.

Innerhalb von Sekundenschnelle verflog sein Rausch. Er stemmte sich hoch, blieb schweratmend und schweißüberströmt stehen und schaute dem Todeskampf der Bestie zu.

Sie verging auf eine schreckliche Art und Weise. Das Knoblauch zerstörte sie, vernichtete und tötete.

Romanescu hatte gewonnen!

Er fühlte ein gutes Gefühl in sich hochsteigen, das jedoch radikal zerstört wurde, als er plötzlich von der Tür her die kalte und spöttisch klingende Frauenstimme vernahm.

»Bravo, du wirst mal ein richtiger kleiner Vampirjäger.«

Romanescu fuhr herum. Er warf sich nach rechts, bekam seine Lampe zu fassen und richtete den hellen Strahl auf die Tür.

Dort standen sie.

Lady X und Vampiro-del-mar.

Und sie hatten alles mit angesehen…

***

In South Trebone, dem kleinen Ort and der sturmgepeitschten Küste Cornwalls, hatten wir mit dem Bürgermeister gesprochen und ihm alles berichtet. Er schaute uns fassungslos an, konnte nicht begreifen, daß der gräßliche Spuk des Seelensaugers vorbei sein sollte, und hob immer wieder die Schultern.

Als wir davon erzählten, daß Lilian Lancaster nicht mehr zu retten gewesen war, da senkte er den Kopf und begann zu schluchzen. »Es war sein letztes Opfer«, sagte ich.

Er fragte nach den anderen Leichen. Da mußten wir passen. Wir hatten nur die Tote mit aus dem Verlies gebracht. Ihr kalter Körper lag, eingehüllt in eine Decke, im Kofferraum des Bentley. Lilian und der Pfarrer konnten zur gleichen Zeit beerdigt werden.

Als Virna Lancaster vom Tod ihrer Tochter erfuhr, bekam sie einen Schock und brach zusammen. Wir waren dabei, und ich fühlte einen ungeheuren Zorn in mir hochsteigen. Dieser Fall hatte uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen.

Der jetzt tote Pfarrer schlug bei Scotland Yard Alarm, weil kranke Menschen geraubt wurden. Und zwar immer dann, wenn sie kurz vor dem Tod standen.

Die Legende des Seelensaugers hielt sich. Er sollte für die Taten verantwortlich sein. [1]

Suko und ich fuhren nach Comwall, gingen der Sache nach und trafen nicht nur auf den Seelensauger, sondern auch auf die roten Vampire, Diener des Vampiro-del-mar, einem selbsternannten Kaiser der Blutsauger. Wo er auftauchte, war auch Lady X nicht weit. Suko und ich suchten nach Verbindungen, Zusammenhängen, die wir auch fanden, denn der sterbende Seelensauger erklärte uns, daß er von den beiden Vampiren Besuch gehabt hatte und von seiner eigentlichen In South Trebone, dem kleinen Ort an der sturmgepeitschten Küste Cornwalls, Heimat, Rumänien, erzählen mußte.

Ein Name fiel dabei. Marek, der Pfähler. Ein in Rumänien bekannter Vampir Jäger, dessen Vorfahren Tarrasco, dem Seelenfänger, ebenfalls auf der Spur gewesen waren.

Ein Nachkomme der Mareks lebte noch. Ich kannte ihn gut. Und da sich Lady X so intensiv nach ihm erkundigt hatte, nahmen wir an, daß Marek, der Pfähler, auf ihrer Todesliste stand.

Was sie sonst noch in Rumänien wollte, wußten wir nicht. Da war noch ein Name gefallen.

Frederick von Leppe!

Ein alter Baron. Der Sage nach soll er, wie damals Vlad Dracula, ebenfalls ein Vampir gewesen sein. Was daran richtig war und nicht, konnten wir von England aus nicht beurteilen. Wir mußten so rasch wie möglich nach Rumänien und den beiden Mitgliedern der Mordliga zuvorkommen. Zudem ahnte Marek nicht, was sich über seinem Kopf so unsichtbar zusammenbraute.

Wie dieser Baron ins Spiel paßte, das wußten weder Suko noch ich. Wir hofften es allerdings zu erfahren. Spätestens in Rumänien, dem klassischen Land der Vampire.

Ich dachte unentwegt daran. Wo hatte der alte Marek seine Schmiede gehabt?

In Petrila, einem kleinen Ort in den Karpaten. Eine furchtbare Gegend, einsam, unheimlich. Etwas für Wölfe und Vampire. Bevor wir von South Trebone wegfuhren, informierten wir noch die zuständigen Polizeibehörden über den abgeschlossenen Fall.

Die Kollegen vom Lande waren natürlich froh, daß sie sich nicht mehr um die verschwundenen Kranken zu kümmern brauchten und daß jetzt alles klar war.

»Willst du noch in der Nacht nach London?« fragte Suko.

»Klar.«

Die Nacht war schon fast vorbei, als wir endlich im Wagen saßen.

Wir beschlossen, abwechselnd zu fahren. Wenn ich steuerte, schlief Suko… So kamen wir zügig voran und erreichten am frühen Nachmittag London.

Sir James, unseren Chef, hatten wir bereits per Autotelefon informiert. Der Alte zeigte sich betroffen und knurrig zugleich. Als wir

ihm im Büro gegenübersaßen, fragte er sofort: »Muß diese Reise nach Rumänien sein?«

»Natürlich, Sir. Es besteht der begründete Verdacht, daß wir dort auf Lady X und Vampiro-del-mar treffen. Da braut sich einiges zusammen, glauben Sie mir. Ich habe dafür einen ausgezeichneten Riecher. Wir waren schon einmal da.«

»Das weiß ich.« Sir James räusperte sich. »Und haben Sie den Pfähler nicht mit nach London gebracht?«

»Auch das.«

Sir James atmete tief ein und murmelte nach einer Weile: »Ich müßte mich mit der rumänischen Botschaft in Verbindung setzen.«

Als er dies sagte, wußte ich, daß wir gewonnen hatten. Wir ließen uns auch durch sein Stöhnen nicht beirren und tigerten zurück in unser gemeinsames Büro, da wir noch einige Vorbereitungen für unsere Reise treffen mußten.

»Was haben wir eigentlich für ein Wetter?« fragte Suko.

»Schau doch aus dem Fenster.«

»Ich meine in Rumänien.«

»Wenn wir nach Petrila fahren, könnte da schon Schnee liegen. Der Ort liegt in den Karpaten.«

»Dann nehmen wir die Skier mit.«

»Ich habe dich noch nie skilaufen sehen«, hielt ich meinem Partner entgegen.

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Dann hast du was versäumt, John.«

»Bestimmt nicht. Kauf dir lieber einen Schlitten und geh rodeln.«

Ich nickte Suko zu und verließ das Büro, weil ich noch in den Waschraum wollte.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem vor uns liegenden Fall. Immer wenn ich an den alten Marek dachte, dann kam mir auch mein Kreuz in den Sinn. Es hatte mal eine Zeit gegeben, zu der es in Rumänien in einem Kloster lag. Die eigentliche Herkunft des Kreuzes war den Kennern des Gegenstandes ein Rätsel. Nur mir nicht mehr. Ich wußte inzwischen, daß der Prophet Hesekiel all seine Kraft und sein Wissen in die Herstellung des Kreuzes gelegt hatte. Der alte Marek nahm damals an, daß es aus Armenien stammte, von der Urkirche her. Das war nicht korrekt, vielleicht hatte es dorthin mal seinen Weg gefunden. Genaueres wußte ich jedoch nicht. Vielleicht erfuhr ich irgendwann einmal weitere Details der geheimnisvollen Reise.

Im Büro zurück, erwartete mich nicht nur Suko, sondern auch Sir James Powell. Mein Freund nickte mir zu, und der Superintendent sagte: »Sie haben Glück, das Visum ist genehmigt, und Sie können mit

der nächsten Maschine nach Bukarest fliegen.«
»Jetzt müßte man nur noch den alten Marek erreichen«, meinte Suko.
»Überraschen Sie ihn«, erwiderte Sir James. »Und sorgen Sie dafür, daß Lady X und Vampiro-del-mar vernichtet werden. Ich will nichts mehr von ihnen hören.«
»Das ist nicht einfach, Sir…«
Er schnitt mir das Wort ab. »Mit einfachen Fällen sollen Sie sich auch nicht beschäftigen. Gute Reise, ihr beiden, und gebt acht. Den Vampiren schmeckt auch euer Blut.«
»Da wüßte ich ein Gegenmittel, Sir.«
Unser Chef war schon an der Tür, als er sich noch einmal umdrehte. »So? Welches denn?«
»Wir trinken jeder eine Flasche Whisky. Dann haben wir soviel Blut im Alkohol, daß den Vampiren…«
»Erzählen Sie das beim nächsten Betriebsfest«, erwiderte der Alte mürrisch und ging.
»Seine Laune ist bestechend«, meinte Suko.
»Ist deine besser?«
»Nein. Rumänien im Winter ist für mich fast so wie Sibirien. Darauf kann ich gern verzichten.«
»Wenn du hierbleiben willst…«
Suko schaute mich an, als wollte er mich ohrfeigen. Dann nahm er hinter dem Schreibtisch Platz und bestellte die Flugkarten.
Ich trat ans Fenster.
Draußen wehte ein scharfer Wind. Er riß auch die letzten faulen Blätter von den Bäumen. Der Totenmonat November neigte sich allmählich seinem Ende zu. Die Menschen dachten an Weihnachten und in wenigen Tagen würden die Londoner Geschäftsstraßen in vorweihnachtlichem Glanz erstrahlen.
Wir aber hatten für so etwas leider keine Zeit. Während andere für Freunde und Verwandte Geschenke kauften, mußten wir uns um Vampire kümmern.
Manchmal war die Welt schon mehr als verkehrt. Ich drehte mich um. Suko legte soeben den Hörer auf.
»Bekommen wir die Flugkarten?« fragte ich ihn.
»Ja, wir können am Abend starten.«
»Auf nach Rumänien«, erwiderte ich.

***

Damit hatte der Kapitän nicht gerechnet!
Lady X und ihr Monstrum mußten unhörbar die Tür geöffnet haben und waren in den Lagerraum geschlichen. Romanescu konnte nur ihre Umrisse sehen. Aber er entdeckte einen länglichen Gegenstand, der

sich als Schatten vom Boden abhob.
Einen Waffenlauf!
Der Kapitän verzog sein Gesicht. Er kannte Lady X zwar noch nicht lange, doch er wußte, daß sie nie ohne Maschinenpistole herumlief. Und diese Waffe hatte sie mitgenommen. Er kam sich jetzt lächerlich mit seiner Knoblauchstaude vor. Gegen eine Maschinenpistole konnte er damit nichts ausrichten.
Die Scott bewegte sich. Unter ihren Schuhen knirschte es. Sie trug halbhohe schwarze Stiefel, und sie geriet näher in den gelbweißen Lichtschein.
»Ich hatte dir doch gesagt, daß du nicht nachschauen sollst«, sagte sie mit leiser Stimme.
Romanescu begehrte auf. »Es ist einzig und allein mein Schiff. Ich kann darauf tun und lassen, was ich will!«
»Niemals. Hier habe ich das Kommando übernommen. Merk dir das! Dieses Mädchen gehörte zu uns. Sie war eine Dienerin. Es darf sich niemand erlauben, unsere Artgenossen zu töten. Wenn er das tut, ist er ebenfalls verloren!«
Der Kapitän senkte den Kopf. Die Worte hatten ihn hart getroffen.
Sie machten ihm auch klar, daß sein Leben keinen Pfifferling mehr wert war. Diese blutgierige Bestie würde ihn, ohne zu zögern, erschießen oder, was noch schlimmer war, ihn zu einem Vampir machen.
Romanescu bekam Angst.
Er merkte es zuerst am Zittern seiner Hände. Plötzlich konnte er sie nicht mehr ruhig halten, und er schielte zur Tür hin, aber dort stand das Monstrum mit den gefährlichen Blutzähnen wie ein Fels.
Sein Blick fiel nach rechts. Ein paar Schritte entfernt, zwischen Sarg und Deckel, lag das von ihm getötete Wesen. Es war nicht verfault, wie ein Uralt-Vampir, nur die Haut hatte einen anderen Farbton angenommen. Sie war dunkler geworden. Aus dem weit geöffneten Mund ragten die Knoblauchknollen, als wollten sie den Kapitän daran erinnern, wie man Vampire zu töten hatte.
Eine wahnwitzige Idee durchzuckte ihn. Vielleicht konnte er die Staude aus dem Maul der Bestie reißen und damit noch Vampiro-del-mar angreifen, doch den Vorsatz mußte er sich abschminken.
Lady X war inzwischen zu nahe an ihn herangekommen und bedrohte ihn mit der Waffe. Die Mündung wies auf seinen Körper.
Etwa drei Schritte trennten die beiden. Niemand sprach. Nur vom nicht allzu weit entfernt liegenden Maschinenraum drang ein dumpfes Stampfen und Summen zu ihnen.
»Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?« höhnte die Bestie mit der MPi.
»Nichts, gar nichts. Ich… ich brauche mich nicht zu verteidigen. Es

ist mein Schiff.«

»Das habe ich schon einmal gehört, aber es interessiert mich nicht. Dein Leben ist verwirkt.« Sie lachte leise. »Auch du wirst bald zu uns gehören. Du mußt wissen, daß wir Ersatz für die von dir getötete Dienerin brauchen. Der Sarg ist so groß, daß auch du hineinpassen wirst, Kapitän!«

Romanescu schluckte. Er wußte, daß es keine leeren Worte waren.

Lady X würde ihre Drohung eiskalt wahrmachen. Erbarmen kannte sie nicht. Das konnte man von den Blutsaugern nicht verlangen. Sie dachten nicht mehr menschlich.

Dem Kapitän wurde der Kragen eng. Schweiß hatte sich an seinem Hals gebildet. Er hob den Arm und öffnete die beiden obersten Knöpfe am Hemd. Plötzlich bekam er kaum noch Luft. Die Angst schnürte unsichtbar seine Brust zu, die Gestalt der Vampirin verschwamm vor seinen Augen, und er glaubte bereits, die spitzen Zähne an seinem Hals zu spüren, bevor sie hineinhakten, die Ader fanden und das Blut tranken.

»Weshalb sagst du nichts?« fragte die Scott. »Du bist doch sonst immer so mutig.«

»Ich… ich …« Der Kapitän verstummte und fuhr mit der Hand über seine Kehle. Verdammt, er hatte Angst, und diese Blutsaugerin vor ihm merkte es genau.

Sie stand ziemlich nah vor ihm. Ihr Lächeln konnte man als höhnisch bezeichnen, auch ihre nächste Frage klang so. »Wer soll dich umbringen? Vampiro-del-mar oder ich?«

»Keiner von euch!«

»Das ist nur ein Wunsch.« Lässig trat sie näher. Ihre Augen blieben dunkel, da rührte sich nichts. Diese Bestie verriet mit keinem Wimperzucken, was sie im Schilde führte.

Auch Romanescu traute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen.

Er wollte seine Angst hinunterschlucken, doch der Kloß in seinem Hals war einfach zu dick, deshalb schaffte er es nicht. Nur das Zittern seiner Gestalt blieb.

Mit einem Auge schielte er auf die Waffe. Die MPi wurde leicht angehoben, er sah die Mündung deutlicher, sie tauchte dicht vor seinem Gesicht auf, für die Länge eines Atemzugs blieb er in einer sehr steifen Haltung, bis er den festen und gleichzeitig kalten Druck an seinem Kinn spürte.

Lady X preßte die Mündung dagegen. »Nun?« fragte sie. »Soll ich dir den Kopf zerschießen, Herr Kapitän?«

»Sie… Sie …«

Lady X lächelte nur. »Dreh dich um«, befahl sie dann. »Wir sind keine Gangster, und ich setze die Waffe nur im Notfall ein, das können Sie mir glauben.«

»Was wollen Sie denn?«

»Dein Blut, Kapitän. Ich will dein Blut, und es wird mir köstlich munden, verlaß dich drauf. Schade, ich hätte gern weiter mit dir zusammengearbeitet, aber da du mich hintergangen hast, muß ich mich völlig umstellen. Das paßt mir eigentlich nicht.«

»Und das Monstrum?« Romanescu konnte kaum sprechen. Die Angst schnürte ihm die Luft ab.

»Wir teilen uns dein Blut. Und bleib nicht stehen. Dreh dich um, habe ich gesagt.«

Romanescu nickte. Er senkte den Kopf, hob die Schultern, drehte sich und explodierte plötzlich. Es war eine Bewegung, die er sich selbst kaum zugetraut hatte. Sie wurde aus der Angst geboren, und der Mann setzte all seine Kräfte ein.

Er überraschte selbst die abgebrühte Pamela Scott. Bevor sie sich auf die neue Lage einstellen konnte, wuchtete der Kapitän bereits seine Hand gegen den Lauf der MPi und hämmerte ihn nach oben.

Mit der anderen Hand stieß er Lady X gegen die Brust. Sie kippte nach hinten, verlor das Gleichgewicht und geriet ins Stolpern, so daß sie genug damit zu tun hatte, die Balance zu halten.

Romanescu startete.

Er hatte als einzigen Ausweg nur die Tür gesehen, und er mußte Vampiro-del-mar aus dem Weg räumen, der dort wie ein düsterer Schatten stand und Wache hielt.

Der Kapitän kam aus dem Hellen. Der andere stand im Dunkeln und sah zu, wie Romanescu plötzlich vor ihm auftauchte.

Da hatte der Mann schon ausgeholt.

Romanescu hatte sich von der Pike auf hochgearbeitet. Er war mal Stauer gewesen, dann Matrose und später Offizier, als Stauer und Matrose hatte er das Arbeiten gelernt und auch Kraft bekommen.

Während hinter ihm die Scott vor Wut schrie, bekam Vampiro-del-mar den Treffer ab.

Romanescu hatte wirklich alles hineingelegt, was ihm an Kraft zur Verfügung stand. Er hätte den anderen sogar durch die Tür geschlagen, aber das war nicht möglich. Sie bestand aus Eisen, war feuerfest, und Vampiro-del-mar dröhnte nur dagegen.

Romanescu wurde vor seinen Gegner gewuchtet, er holte abermals aus und spürte auch Schmerzen in seiner rechten Faust, denn der Körper der Bestie hatte kaum nachgegeben. Er glich einem Stück Metall.

Den zweiten Schlag konnte er nicht mehr ins Ziel setzen, denn das Monster konterte.

Es nahm die Linke.

Ein Hieb explodierte förmlich auf dem Brustbein des Kapitäns. Er hörte in seinem Innern etwas knacken, Tränen schossen in seine

Augen, und es folgte der nächste Schlag.
Von oben nach unten schlug Vampiro-del-mar die Faust.
Romanescu kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Er spürte zwar den Treffer, etwas schien ihn auseinanderreißen zu wollen, mehr auch nicht. Er sackte zusammen.
Vor den Füßen des Uralt-Vampirs blieb er liegen.
Lady X kam. »Gut«, lobte sie ihren Vasallen, »das hast du gut gemacht, wirklich.«
»Mir entkommt keiner!« Er hatte dabei die besondere Betonung auf das Wort *mir* gelegt, eine Anspielung auf Lady X, die der Kapitän hatte reinlegen können.
»Wir werden sein Blut trinken!« sagte Vampiro-del-mar. Er leckte sich über die Lippen. Seine Zunge sah aus wie ein grüngrauer, alter Lappen, als sie aus dem Mund fuhr.
Die Scott hörte nicht hin. Sie bückte sich, nahm beide Hände zu Hilfe und rollte den Kapitän herum.
Auf dem Rücken blieb er liegen. Die Hände der ehemaligen Terroristin tasteten über seinen Körper, das Gesicht blieb dabei unbewegt, nur als sie sich hochstemmte, da zuckten ihre Mundwinkel.
»Was ist los?«
Lady X schaute den Uralt-Vampir an. »Nichts wirst du trinken, gar nichts…«
»Wieso? Ich…«
»Er ist tot«, erwiderte Lady X. »Du hast ihn erschlagen…«

***

»Was?«
Lady X schaute Vampiro-del-mar kalt an. »Ja, tot, da nutzt er uns gar nichts Vielleicht noch einem Ghoul…«
»Er hat mich angegriffen«, knurrte der Uralt-Vampir.
»Ich mache dir auch keinen Vorwurf, sondern habe nur etwas festgestellt«, erklärte Lady X.
»Und jetzt?«
»Werden wir den Raum verlassen und uns etwas ausdenken müssen.«
Vampiro-del-mar fragte nicht danach, was sich Lady X ausdenken wollte. Er überließ ihr immer die Initiative. Sie war die bessere, kannte sich bei den Menschen aus und wurde auch mit den Problemen gut fertig. Für alles hatte sie eine Lösung.
Lady X warf noch einen letzten Blick auf den am Boden liegenden Kapitän. Dann wandte sie sich der offenen Tür zu.
Romanescu hatte nicht abgeschlossen, als er den Raum betrat. Aus diesem Grunde war es den beiden Blutsaugern leichtgefallen, ebenfalls hineinzugehen.
Die ehemalige Terroristin ging vor. Sie hoffte, daß sie niemanden

begegnen würden, denn sie wollte Ruhe haben, um die neuen Pläne zu durchdenken. Die alten hatte sie zwangsläufig umstoßen müssen.

Auf dem Weg zu ihrer Kabine dachte sie bereits nach. Auf jeden Fall mußte sie nach Rumänien. Wenn es zu einer Allianz der Vampire kommen sollte, dann war dieses düstere Horrorland für ihre Zwecke bestens geeignet. Im verborgenen schliefen dort unheimliche Kräfte, sie brauchten nur geweckt zu werden.

Vampiro-del-mar folgte ihr wie ein treuer Hund. Nur war er nicht so treu. Der Uralt-Vampir hatte sich nicht gern das Heft aus den Pranken reißen lassen, denn er fühlte sich stark und mächtig. Sogar so mächtig, daß er die Führung übernommen hätte. Aus bestimmten Gründen jedoch mußte er dies der Scott überlassen. Sie konnte sich dank ihres Aussehens und auch Vorlebens besser unter den Menschen bewegen. Sie wußte genau, was man tun mußte, um nicht aufzufallen.

Ungesehen erreichten die beiden ihre Kabine. Sie war nicht luxuriös eingerichtet. Ein Bett, ein Schrank, eine Waschgelegenheit. Auf diesem Frachter war man nicht auf Besuch eingestellt.

Lady X schloß ab. Dann drehte sie sich um, trat an den Schrank und holte ihre wichtigste Waffe hervor.

Es war der Würfel des Unheils!

Ein Name, der überhaupt nicht zu dem Gegenstand paßte, denn der Würfel sah eher harmlos aus. Die Seiten schienen aus Milchglas gefertigt zu sein, besaßen auch eine ziemliche Dicke und schimmerten seltsam weiß mit bläulichen Einschüssen.

Niemand wußte so recht, woher der Würfel stammte, aber man konnte ihn im übertragenen Sinne als eine knetbare Masse bezeichnen denn er paßte sich dem jeweiligen Besitzer an.

Das heißt, er tat das, was der Mann oder die Frau wollten. Er ließ sich manipulieren, zum Guten hin als auch zum Bösen. Als es Dr. Tod noch gab, hatte er mit Hilfe dieses Würfels den schrecklichen Nebel produziert, der den Menschen das Fleisch von den Knochen löste. Aber der Würfel konnte auch anderes.

Er verschaffte seinem Besitzer große Vorteile, indem er ihm Dimensionsreisen ermöglichte. Und auf diese Kraft wollte die ehemalige Terroristin bauen.

»Willst du das Schiff verlassen?« fragte Vampiro-del-mar.

»Ja.«

»Und warum?«

»Es wird Ärger geben, wenn der Kapitän gefunden wird.« Ihr Gesicht nahm einen wütenden Ausdruck an. »Es tut mir selbst leid, daß unser Auftritt anders als geplant ist.«

Vampiro-del-mar lachte. Er hatte genau gewußt, wie alles laufen sollte. Sie wollten nach Rumänien fahren und dort an Land gehen.

Allerdings nicht als einzige Vampire. Nein, ein Schiff mit zahlreichen

Blutsaugern an Bord sollte in Konstanza anlegen. Auf der Reise wäre Zeit genug gewesen, alle Besatzungsmitglieder zu Vampiren zu machen. Es hätte einen furchtbaren Auflauf gegeben, und so wäre auch ihr eigentlicher Gegner, dieser Frantisek Marek, sicherlich nach Konstanza gekommen, wo Lady X ihn dann ausschalten wollte. Der Plan war zwar ein wenig umständlich, aber nicht von schlechten Eltern. Die Aktivitäten der Blutsauger hätten für ungeheure Furore gesorgt.

Nun war das gestrichen.

Als Lady X den fragenden Blick des Uralt-Vampirs auf sich sah, da hob sie die Schultern. »Tut mir leid«, sagte sie. »Aber wir müssen den Plan ändern.«

»Sollen wir verschwinden?«

»Natürlich.«

Vampiro-del-mar widersprach nicht. Er wußte, daß Lady X immer die besseren Karten in den Händen hielt und richtete sich danach.

»Dann laß uns endlich etwas unternehmen.«

»Moment noch.« Lady X rutschte von der Tischplatte, denn sie hatte draußen Stimmen vernommen. Aufgeregte Rufe schallten durch die Gänge unter Deck.

Wahrscheinlich vermißte man den Kapitän. Jetzt suchte man ihn voller Hektik.

Die würden sich wundern, wenn sie ihn fanden, und sie würden sich auch über das nackte Mädchen wundern, das ebenfalls in dem Lagerraum lag.

Lady X bedeutete Vampiro-del-mar mit einem Kopfzeichen, näher zu kommen.

Das tat der Blutsauger auch.

Dann aktivierte die ehemalige Terroristin den Würfel des Unheils.

Sie konzentrierte sich auf das neue Ziel, zu dem der Würfel sie dank seiner Kraft transportieren sollte.

Schon bald bewies der Würfel, welch eine Kraft in ihm steckte. Die Gestalten der Blutsauger wurden durchsichtig, der Würfel verschwand ebenfalls, und dann war von den beiden Blutsaugern nichts mehr zu sehen. Sie hatten das Schiff spurlos verlassen, es war so, als wären sie überhaupt nicht dagewesen.

Das stellten auch die Männer der Suchmannschaft fest, als sie die Tür aufbrachen.

Sie fanden einen leeren Raum vor, und Minuten später ihren toten Kapitän.

Zuerst waren sie ratlos, dann jedoch kam die Angst, und sie warfen die Toten ins Meer.

Nacheinander verschwanden die drei Särge in den Fluten, die erledigte Vampirin folgte, nur der Kapitän blieb auf dem Schiff. Er

sollte in der Heimaterde begraben werden…

***

In den hohen Lagen der Karpaten hatte es längst geschneit. Die Berge trugen weiße Hauben, und an manchen Tagen war der Schnee auch bis in die düsteren Täler gefallen, dort jedoch rasch wieder weggetaut, weil der Boden zu warm war.

Es gab keinen Zweifel mehr, der Winter stand dicht bevor. In den dunklen Wäldern war das Laub von den Bäumen gefallen. Nur die Tannen und Fichten standen an manchen Hängen wie eine düstere Wand.

In den verstreut liegenden Dörfern wurden die großen Öfen angeheizt, und aus zahlreichen Schornsteinen quollen dünne Rauchschleier gegen den blaß-grauen Herbsthimmel.

Es war genau die Zeit, wo die Natur allmählich starb…

Einige Menschen behaupteten, sie hätten bereits das schaurige Heulen der Wölfe gehört. Es gab in den Karpaten noch genügend Wölfe, die, wenn die Erde mit Schnee bedeckt war, der Hunger in die Täler und damit zu den Menschen trieb.

Viele Menschen hatten Angst vor dem langen Winter. Oft waren sie eingeschneit. Dann kamen sie wochenlang nicht mehr aus ihren Dörfern raus und mußten sich gegen eine feindliche Umwelt verteidigen.

Die Karpaten bildeten einen Wall. Sie zogen sich von Westen nach Osten. Eine fast unüberwindlich scheinende Gebirgskette, der selbst der Schnee in den oberen Lagen kaum etwas von der Düsterkeit nehmen konnte. Zu viele Geschichten rankten sich um dieses Gebiet. In den langen Winterabenden wurden Sagen und Legenden erzählt, und der unheilige Geist des Grafen Dracula war immer gegenwärtig. So einfach ließ sich eine düstere Geschichte nicht abschütteln.

Aber Dracula war tot.

Er existierte nicht mehr, dafür gab es andere. Gefährliche und düstere Menschen, die man auch als Vampire bezeichnete und die in finsteren Burgen, einsamen Bergfriedhöfen und Ruinen hausten.

Manche schliefen auch in alten Särgen tief unter der Erde. Niemand wußte so recht, wo sie sich verbargen, aber wenn der Blutdurst sie überfiel, dann stiegen sie aus den Grüften, Verliesen und Särgen, um auf Beutejagd zu gehen.

Kein Mensch war zu dieser Zeit vor ihnen sicher.

Im Schütze der Nacht gingen sie ihrem grausamen Trieb nach.

Manchmal sah man ihre Augen leuchten, dann loderte die Gier nach Menschenblut, und die Einwohner in den kleinen Bergdörfern hängten Knoblauch vor ihre Fenster, zündeten Kerzen an und umklammerten im Bett liegend die einfachen, aber geweihten Holzkreuze.

Es gab nur wenige Menschen, die sich gegen den Vampirterror auflehnten. Zu diesen gehörte Frantisek Marek, der Pfähler. Er kämpfte bereits sein ganzes Leben lang gegen die Blutsauger, denn er hatte ein großes Erbe übernommen.

Er war ein Marek!

Und alle Mareks hatten sich in der Vergangenheit gegen die Vampire gestellt. Sie besaßen eine gute Waffe, den alten Eichenpfahl, der ebenfalls die Jahrhunderte überdauert hatte.

Dieser Pfahl sorgte dafür, daß manchem Blutsauger ein schreckliches Ende bereitet wurde.

Besonders im Herbst und Winter gingen die Mareks auf Jagd.

Dann lagen die dichten grauen Nebelwolken in den Tälern, verbargen das Böse, aber die Vampirjäger sorgten dafür, daß es hochgeschreckt und oft vernichtet wurde.

Frantisek Marek war der letzte seiner Generation. Er besaß keinen Sohn mehr, dem er den Eichenpfahl vererben konnte. Die 60 hatte er schon erreicht und er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er nicht mehr lange auf die Jagd nach Blutsaugern gehen konnte. Allmählich machte sich auch bei ihm das Alter bemerkbar. Die Frische der Jugend war dahingeschwunden, doch unerschütterlich ging er seiner ihm zugedachten Aufgabe nach.

Längst hatten sich tiefe Falten in das Gesicht gegraben. Die Spuren des Lebens waren darin zu sehen, sein Haar war ebenso weiß geworden wie der Schnauzer auf seiner Oberlippe.

Marek ging gebeugt, als würde er eine schwere Last auf den Schultern tragen. Noch immer betrieb er die Schmiede in Petrila, er hatte auch gut zu tun, aber er überließ die meiste Arbeit seinem neuen Gehilfen, damit er, Marek, sich um seine eigentliche Aufgabe kümmern konnte.

Es war ihm gelungen, sich einen Wagen zuzulegen. Mit diesem fahrbaren Untersatz war er beweglicher, und wenn es irgendwo »brannte«, wenn es Spuren gab, die auf eine Aktivität eines Blutsaugers hindeuteten, dann konnte er ihnen schnell nachgehen und brauchte nicht auf die Busse zu warten, die zweimal am Tag fuhren und im Winter manchmal überhaupt nicht kamen.

Gebraucht hatte er sich den Fiat Lada gekauft, und mit ihm war er wieder unterwegs. Er wollte einen Bekannten besuchen, der als Köhler tief im Wald arbeitete.

Auch diese Berufe gab es noch in Rumänien, wenn sie auch allmählich ausstarben.

Er mußte ungefähr 15 Kilometer fahren, um dorthin zu gelangen, wo der Köhler hauste. Auf der Autobahn riß man diese Strecke schnell ab, aber in den Karpaten gab es keine Autobahnen, sondern nur Wege.

Von Petrila aus nahm Marek die Hauptstraße. Das sagten die

Bewohner immer zu dem Weg, weil er ein wenig breiter war als die anderen, die sich an den Flanken der Berge hochwanden.

Geschneit hatte es nur weiter oben. Hin und wieder, wenn der Wald zu beiden Seiten lichter wurde, dann konnte er den Schnee sehen, wie er als eine weiße Schicht auf den Tannen lag und sich auch an den Hängen ausgebreitet hatte.

Marek mußte vorsichtig fahren. Auf der Straße lagen die fauligen Blätter, sie waren feucht, klebten zusammen und bildeten eine regelrechte Rutschbahn.

Der alte Marek fuhr sehr konzentriert.

Den Pfahl hatte er ebenfalls mitgenommen, er lag auf dem Beifahrersitz.

Es war Nachmittag. Die ersten Nebel bildeten sich bereits. Vom Tal her stiegen sie hoch. Gewaltige graue Wolken, die schon bald ganz die Sicht auf die dunklen Wälder nahmen.

Noch hatten die Nebel die Höhe nicht erreicht. Es würde aber nicht lange dauern, dann war Marek gezwungen, noch langsamer zu fahren, denn die Scheinwerfer des Wagens kamen gegen diese graue Suppe nicht an.

Er hoffte stark, daß der Köhler sich nicht geirrt hatte. Einige Male hatte er schon mit ihm gesprochen, und die beiden Männer waren übereingekommen, eine raffinierte Falle aufzubauen. Bisher war der Vampir nicht hineingelaufen, beide hofften jedoch, daß es in dieser Nacht oder an diesem Abend gelingen würde.

Der Vampir war an sich nur ein Mitläufer, ein Diener des uralten Barons von Leppe.

Dieser Mensch hatte vor langer Zeit in Siebenbürgen, einer deutschen Enklave in Rumämien, gelebt, und er sollte noch kurz vor seinem Tod durch den Grafen Dracula zum Vampir gemacht worden sein. Man hatte von dem Baron nicht mehr viel gehört, weil man ihn einfach nicht fand. Er war verschwunden.

Doch hin und wieder tauchte er auf.

Nachts, Wenn der Wald fast stockfinster war und nur das vom Himmel fallende Mondlicht seinen geheimnisvollen fahlen Schleier wie ein Netz auf Äste und Büsche legte, dann geisterte er durch die tiefen Wälder auf der Suche nach Blut.

Es gab Menschen, die ihn gesehen hatten und geflohen waren.

Von ihnen erfuhren die anderen dann, daß der Baron nicht allein war, sondern immer in Begleitung seines Dieners Egmont war, der ihm auch zu Lebzeiten treu zur Seite gestanden hatte.

In der letzten Zeit hatten sich die Hinweise auf den Baron und dessen Diener gehäuft.

Von Leppe war wieder aktiv geworden. Unruhig streifte er durch die Wälder, als würde er auf irgend etwas warten. Offiziell lag er auf dem

kleinen Friedhof seiner Burg, die, von den Wäldern vor Blicken geschützt, an einem Berghang stand und einer uneinnehmbaren Festung glich.

Dort irgendwo sollte von Leppe offiziell liegen. Es gab ein Grab, das seinen Namen trug. Und daneben ein schlichteres mit dem Namen seines Dieners.

Die Menschen, die von dem Baron wußten, hatten Angst. Deshalb trugen sie die Nachricht dem alten Marek zu, und ihm blieb nichts anderes übrig, als sein Erbe zu erfüllen.

Wie ein Westernheld den Colt, so holte er aus der alten Truhe seinen Eichenpfahl hervor und ging trotz des Widerstandes seiner Frau Marie auf Vampirjagd.

Vielleicht konnte er ihn in dieser Nacht stellen, die Falle jedenfalls war gut aufgebaut.

Zudem hatte der Köhler ausgezeichnet reagiert. Er war nicht geflohen, als er den Blutsauger zum erstenmal zu Gesicht bekam, sondern hatte sich an Marek gewandt.

Eine Kreuzung erschien im Licht der Scheinwerfer. Marek konnte den Hauptweg nicht mehr weiterfahren. Er führte bis Sibio, dem ehemaligen Herrmannstadt.

Rechts ging es in den Wald.

Der alte Marek hatte gestoppt. Allmählich krochen die Dunstschleier wie geisterhafte, lange Arme aus dem Wald, um auch den Hauptweg zu bedecken. Es würde nicht mehr lange dauern, dann war er zu.

Der Pfähler drehte das Lenkrad nach rechts und bog in den schmalen Weg ein, der noch die tiefen Spuren der Holzfuhrwerke zeigte, denn in den Wäldern wurden immer Bäume geschlagen. Bis zum Ende wollte Marek den Weg durchfahren.

Es war uneben. Der Lada schaukelte wie ein altersschwaches Pferd. Die Räder wühlten die losen Blätter in die Höhe und rissen manchmal auch die feuchte Erde auf.

Der Nebel stieg höher!

Etwa in Kopfhöhe hatte er sich ausgebreitet. Die Strahlen der Scheinwerfer wurden bereits von ihm verschluckt. Noch einige Minuten konnte der Pfähler fahren, dann ging es nicht mehr weiter, weil querliegende Baumstämme den Weg verbarrikadierten.

Er wollte seinen Lada nicht entgegen der Fahrtrichtung parken, deshalb versuchte er, den Wagen zu drehen.

Es gelang ihm beim dritten Versuch. Die Reifen hinterließen in der feuchten Erde tiefe Furchen. Marek schaltete den Motor aus, löschte die Lichter und nahm seinen Pfahl, bevor er ausstieg.

Sekundenlang schaute er den Eichenpfahl an. Es war ein schweres Erbe, und eigentlich gehörte zu diesem Pfahl noch ein Silberkreuz.

Das hatte sich zwar einmal in Rumänien befunden, war aber durch

die Familie Monössy nach England gelangt, wo es seinem richtigen Besitzer, John Sinclair, zugeleitet worden war.

Frantisek Marek kannte John Sinclair. Der Geisterjäger und sein chinesischer Freund hatten vor Jahren Petrila besucht, um den Vampir Kalurac zu jagen. Sie waren, als Kalurac entkam, zurück nach England geflogen und hatten gemeinsam mit Marek die Vampirfalle aufgebaut. [2] Oft dachte der Pfähler noch an die Männer, die er als seine Freunde bezeichnete, und er erinnerte sich gut an die Zeit in London, obwohl sie sehr hart gewesen war.

Er stieg aus.

Eigentlich hätte er John Sinclair gern bei sich gehabt, aber der Geisterjäger war weit weg und hatte andere Aufgaben zu erfüllen.

Einmal hatte ihm John Sinclair geschrieben und etwas über eine gefährliche Mordliga berichtet. Einzelheiten wußte der Pfähler allerdings nicht.

Er knöpfte seine gefütterte Jacke zu, schließlich war es kalt geworden, und machte sich auf den Weg.

Noch hatte sich die Dunkelheit nicht vollständig über das Land gelegt, aber in den Wäldern war es bereits finster. Nur hin und wieder schimmerte der graue Himmel über den entlaubten Kronen der Bäume.

Frantisek Marek ging genau den Weg, den auch immer die Holzfäller nahmen. Sie hatten sich eine Schneise geschaffen, die allerdings kaum zu erkennen war. Man mußte schon hier zu Hause sein, um sich orientieren zu können.

Unter seinen Füßen raschelte das Laub oder knackten kleinere Zweige. Die Natur starb, ein Winter stand bevor, der unheimliche November war längst angebrochen. Er brachte den späten, aber dichten Herbstnebel, die Trauer, und es war die beste Zeit für Vampire, um Menschen anzufallen.

Marek passierte die aufgeschichteten Holzstöße. Durch rechtzeitiges Ducken wich er den tief wachsenden Ästen aus, und er achtete auch auf aus dem Boden wachsende Baumwurzeln, die leicht zu Stolperfallen werden konnten.

Obwohl ihm der Weg nicht fremd war, mußte er dennoch achtgeben, daß er ihn nicht verfehlte. Der Nebel verdichtete sich von Minute zu Minute. Er schien als nie abreißendes graues Tuch zwischen den Bäumen zu hängen. Gleichzeitig nahm der Himmel eine andere Farbe an. Der Abend löste den Tag ab.

Frantisek Marek ging unverdrossen weiter. Fast 20 Minuten schritt er dahin, den Eichenpfahl hielt er mit der rechten Hand umklammert, und er schaute auch immer wieder nach rechts und links, ob er keine Feinde entdeckte.

Baron von Leppe und sein Diener würden kommen!

Er hatte es im Gefühl. Sie waren einfach gezwungen, ihre schrecklichen Gräber zu verlassen, um ihren schlimmen Trieb zu stillen.

Plötzlich sah er das Licht.

Im ersten Moment erschien es ihm wie ein heller Fleck im Grau des Nebels, und er wollte nicht so recht daran glauben, daß er schon die Hütte des Köhlers erreicht hatte, doch als er sah, wie das Licht schwankte, da wußte er, daß es nur die alte Sturmlaterne sein konnte, die vom Dach der Holzhütte herabhing.

Marek erkannte auch die Anzeichen, daß hier in der Nähe ein Köhler leben mußte.

Es waren die sorgfältig aufgeschichteten Holzmeiler, mit denen die Holzkohle hergestellt wurde. In der Luft hing ein beißender Geruch, und Marek bewegte sich jetzt noch vorsichtiger zur Seite, denn er wollte die Fallen, die der Köhler und er für die Vampire aufgebaut hatten, nicht zerstören.

Zudem waren sie auch für Menschen gefährlich…

Deshalb blieb er stehen, legte beide Hände vor den Mund, wo sie einen Trichter bildeten, und rief in den Wald hinein.

»Ich bin es, Stephan!«

Wenn der Köhler Stephan den Ruf gehört hatte, würde er die Hütte verlassen.

Sekunden verstrichen. Dann eine fragende Stimme. »Marek?«

»Ja.«

»Komm her, Freund, ich warte auf dich. Oder nein, ich hole dich ab. Es ist sicherer.«

Marek lächelte. Der Freund war besorgt. Dies aus gutem Grund, denn die Fallen, die sie aufgebaut hatten, gehörten zu den raffiniertesten, die man sich vorstellen konnte. Wenn der Blutsauger da hinauflief, gab es kein Entrinnen mehr.

Er schaute nach vorn in den Dunst. Sein Blick war auf die Lampe fixiert, und er konnte sehen, daß sich die alte Sturmlaterne jetzt heftiger bewegte als zuvor.

Der Köhler kam.

Er ging zielstrebig, wenn er auch hin und wieder aus einem besonderen Grund einen Haken schlug. Seine Gestalt war nicht zu erkennen, die löste sich erst später geisterhaft aus dem Nebel.

Die letzten Schritte ging Marek ihm entgegen.

Die beiden Männer begrüßten sich mit einem festen Händedruck.

Sie wußten beide, daß sie eine große Aufgabe zu bewältigen hatten.

Stephans Alter war schlecht zu schätzen. Er konnte ebenso alt wie Marek sein, aber auch zehn Jahre älter. Ein dunkler Bart bedeckte fast sein gesamtes Gesicht. An den Seiten ging es sogar über in die Augenbrauen. Das Haar des Köhlers war grau. Es wuchs lang in den

Nacken und berührte den Kragen, der nach Holzkohle und Schwefel riechenden alten Jacke.

»Komm mit, mein Freund«, sagte Stephan und ging voran. Mit der Lampe leuchtete er. Er schwenkte sie nach rechts und links, so daß Marek einmal einen seltsam geknickten Zweig erkennen konnte.

Er gehörte zur Falle.

Die beiden Männer hatten sehr lange überlegt, wie sie es anstellen sollten. Schließlich war ihnen die Lösung eingefallen, wenn sie sich auch ein wenig kompliziert darstellte.

Sie wußten oder sie ahnten zumindest, daß sich der Vampir ihnen zeigen würde. Und er würde auch durch den Wald kommen, deshalb hatten sie an sechs verschiedenen Stellen um die Hütte des Köhlers herum die Fallen aufgestellt.

Besonders geschmeidige Zweige waren zu halbrunden Bögen gebogen worden und mit einer Schnur verbunden. Auf dem Bogen und in der Sehne lag jeweils ein Pfeil. Er bestand aus Eichenholz, war vorn zugespitzt und mit einem straff gespannten Band dicht über der Erde verbunden. Wenn jemand das Band berührte, dann löste er die Verbindung, und der Pfeil konnte die straff gespannte Sehne verlassen.

Sie hatten tagelang darüber nachgegrübelt und es schließlich ausprobiert. Nach etlichen Mißerfolgen klappte es schließlich. Egal von welcher Seite sich der Blutsauger näherte, es gab überall diese raffiniert aufgebauten Stolperfallen.

Der Vampir brauchte nur noch hineinzutappen.

»Sind die Fallen alle in Ordnung?« erkundigte sich Marek bei seinem Freund.

»Ja, ich habe sie, kurz bevor der Nebel kam, noch kontrolliert.«

»Dann ist es gut.« Marek nickte. »Der Nebel schmeckt mir aber nicht«, meinte er dann.

»Was willst du machen, Freund? Die Natur fordert immer ihr Recht. Da können sich die Menschen noch so weit entwickeln. Es kommt noch etwas hinzu, Frantisek. Die Temperatur ist gefallen. Ich schätze, daß wir Schnee bekommen.«

»Heute noch?«

»Wahrscheinlich.«

»Das wäre nicht gut.«

Stephan lachte. »Seit wann hat sich ein Vampir vom Schnee abhalten lassen. Ich wüßte da nichts.« Er schlug Marek auf die Schultern.

»Komm, wir gehen in die Hütte, dort ist es warm.«

Vor das alte Holzhaus waren auf den Boden Bohlen gelegt worden. Links neben der Tür stapelten sich Holzscheite. Die kleinen Fenster besaßen Außenklappen, das Dach bestand ebenfalls aus Holzschindeln und besaß eine starke Neigung. Auf den beiden Hälften schienen die Nebelschwaden zu tanzen und zu wallen. Wie gespenstische, graue

Gebilde drehten sie sich und vermischten sich mit der aus dem Schornstein steigenden Rauchfahne. Sogar den alten Holzschlitten hatte Stephan schon hervorgeholt und hochkant gegen die Hauswand gelehnt.

Der Köhler stieß die Tür auf.

Das flackernde Feuer eines gemauerten Kamins drang bis durch die Tür nach draußen und füllte den vor dem Haus wallenden Nebel mit blutrotem Schein.

Der Raum war einfach eingerichtet. Ein Bett, mehr ein Lager, ein klobiger Tisch, Stühle darum, einfache Regale und eine alte Waschschüssel aus Porzellan.

In der Nähe des Kamins gab es nur eine gemütliche Steinbank, auf der Wolfsfelle lagen. Elektrisches Licht war nicht vorhanden. Helligkeit spendeten die beiden von der Decke hängenden Petroleumfunzeln. Die auf dem Tisch liegenden modernen Taschenlampen paßten irgendwie nicht in dieses Haus, erinnerten jedoch daran, daß die Zeit nicht stehengeblieben war.

Marek schloß die Tür.

Der Köhler stand bereits am Regal, holte eine Flasche herunter und entkorkte sie. Er brannte seinen Schnaps selbst. Marek kannte ihn. Immer wenn er ihn trank, hatte er das Gefühl, sein Magen würde explodieren und in mehreren Teilen davonfliegen.

Zwei dickwandige Tonbecher holte Stephan ebenfalls und schenkte sie halb voll.

»Willst du mich vergiften?« fragte Marek.

Durch das Bartgestrüpp des Köhlers drang ein leises Lachen.

»Wieso vergiften?« fragte er. »Dieser Schnaps ist gut. Auch für die Gesundheit. Wenn ich mal krank bin, reite ich mich damit ein, ansonsten trinke ich ihn. Er tut immer gut. Hier, nimm!«

Marek packte den Becher. Er hob ihn an und prostete seinem Freund Stephan zu.

»Worauf trinken wir?« fragte der Köhler.

»Auf unseren Sieg.«

»Ja, auf unseren Sieg!«

***

Man hatte uns nicht vergessen. Und man hatte vor allen Dingen nicht vergessen, daß es unter anderem Suko und mir zu verdanken war, wenn der Vampir Kalurac nicht mehr lebte.

Entsprechend freundlich war der Empfang am Flughafen von Bukarest. Man schlug uns auf die Schulter, lud uns zu einem Schnaps ein und wollte von vergangenen Zeiten reden.

Wir aber lehnten ab.

Die Zeit drängte. Ich kannte Lady X und wußte, daß sie sehr schnell

sein konnte, wenn sie einen Plan durchführen wollte.

Allerdings gab ich das nicht als Grund an, sondern einen allgemeineren. Ich wollte nicht, daß die Offiziellen etwas von der Vampirin erfuhren.

Schließlich blieb mir auf ihre drängenden Fragen und ihr permanentes Nachhaken nichts anderes übrig, als auf den Baron von Leppe hinzuweisen. Einer der Ledermantel-Träger kannte sich in der Historie seines Landes gut aus.

»Das war doch einer aus Siebenbürgen.«

»Sicher.«

»Der ist tot.«

Suko lächelte den Knaben an. »Das, mein Lieber, wollen wir eben feststellen.«

»Meinen Sie vielleicht, daß er…«

Ich hob die Schultern. »Wer weiß? Wir haben nur Hinweise bekommen, deshalb müssen wir uns ja mit Frantisek Marek treffen und wieder einmal nach Petrila fahren…«

Da bekamen wir die nächste Überraschung serviert, denn der Chef dieser Abordnung erklärte lächelnd, daß wir nicht zu fahren brauchten.

»Sondern?« fragte ich.

»Sie fliegen. Wir stellen Ihnen einen Hubschrauber zur Verfügung.«

»Das ist toll.« Meine Augen glänzten vor Freude, auch Suko rieb sich die Hände.

»Ja, wir haben nicht vergessen, was Sie damals geleistet haben. Zudem sind die Freunde des rumänischen Volkes auch unsere Freunde.« Der Mann redete in einer Mischung aus Englisch und dialektgefärbtem Deutsch. Wir konnten es aber verstehen.

Ein anderer meinte: »Man hat Nebel angekündigt.«

»Für wann?«

»Für den Abend.«

Die Offiziellen schauten uns an. »Wollen Sie trotzdem fliegen?« erkundigten sie sich.

»Natürlich. Die Vampire warten auch nicht und bewegen sich im Nebel weiter. Wir wollen ihnen keinen Vorsprung geben.«

»Dann folgen Sie uns bitte aufs Rollfeld.«

Das machten wir. Von Kühle oder Schnee war hier auf dem Flughafen von Bukarest nicht viel zu spüren. Fast frühlingshafte Temperaturen herrschten vor. Wir schwitzten in unserer Kleidung. In den Karpaten jedoch würde es anders aussehen, da waren wir sicher.

Mit einer dunklen Dienstlimousine, einem russischen Fabrikat, wurden wir dorthin gebracht, wo der Hubschrauber stand. Der Pilot wartete bereits.

Wir wurden bekanntgemacht und musterten uns.

Der Mann war ziemlich klein, dafür kompakt gebaut. Daß in seinem Körper Kraft steckte, konnten wir ihm ansehen. Er trug eine dunkle Lederkombination und auf seinem quadratisch wirkenden Kopf eine Mütze mit Schutzschirm.

Er hieß Jarek.

Ich schaute mir auch den Hubschrauber an. Die Marke kannte ich nicht. Es war eine Armee-Maschine, sie besaß einen Tarnanstrich und sah mir vertrauenserweckend aus.

»Dann guten Flug und viel Erfolg«, wünschte man uns, bevor wir einstiegen.

Plätze waren genügend vorhanden. Suko und ich nahmen hinter dem Piloten Platz und schnallten uns an.

Mit Waffen waren wir gut ausgerüstet. Den Einsatzkoffer hatte ich trotzdem mitgenommen und ihn in einem größeren verstaut, in dem auch noch Ersatzkleidung lag.

Der Pilot ließ den Motor warmlaufen. Noch hatte er die Starterlaubnis nicht bekommen. Den Kopfhörer hatte er bereits übergestreift und bekam wenig später die Erlaubnis, abzuheben.

Der Flughafen blieb unter uns zurück. Ein neuer Kurs wurde eingeschlagen.

Nord-Nordost!

Ich dachte wieder an dieses Land, das durch den Grafen Dracula eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Transsylvanien hatte es mal geheißen, ein unheimlicher Flecken Erde im Herzen des Balkans, wo alte Legenden und Sagen wahr geworden waren.

Der Flug würde einige Zeit dauern, so konnten wir noch ein wenig die Augen schließen. Unsere Gabe, bei jeder sich bietenden Gelegenheit einzuschlafen, verließ uns auch im Hubschrauber nicht. Wobei Suko die Augen früher geschlossen hatte als ich.

Wir wurden deshalb wach, weil der Pilot tiefer ging. Ich schreckte hoch und rieb meine Augen.

»Sind wir schon da?« rief Suko.

»Nein, nein. Ich muß tanken.«

Sollte er. Wir schauten durch die dicken Scheiben der Fenster. Ja, da waren schon die Karpaten zu sehen. Ihre Gipfel hoben sich scharf und schneebedeckt vor dem grauen Hintergrund ab. Darunter sahen wir dunkle, lange Flecken. Es waren die dichten Wälder, die dieses Gebirge prägten.

Wir würden sie bald besser sehen.

Der Pilot landete die Maschine auf einem Armee-Stützpunkt. Er war angemeldet, und es gab keinerlei Schwierigkeiten bei der Landung. Aus Sicherheitsgründen mußten wir den Hubschrauber während des Auftankens verlassen.

Sofort merkten wir die Kälte. Es war wesentlich kühler als in

Bukarest. Es tat gut, daß wir die dicke Kleidung angezogen hatten.

Über 20 Minuten vergingen. Soldaten beobachteten uns mißtrauisch. Über ihren Schultern hingen die MPi's. Aus den Schornsteinen der grauen Kasernen quoll dünner Rauch.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Als ich mit der Schachtel auf einen in der Nähe stehenden Posten wies, schüttelte dieser den Kopf. Unter den Augen seines Vorgesetzten nahm er keine westlich dekadenten »Bestechungsgeschenke« an.

Natürlich hatten wir uns weit genug von der Maschine entfernt.

Während des Tankvorgangs ist das Rauchen verständlicherweise strengstens verboten.

Der Pilot kehrte zurück. Er winkte uns zu. Es war also alles in Ordnung.

Wenig später saßen wir wieder in der Maschine und stiegen in die graue Luft. Ich hatte das Gefühl, als würde sie nach Schnee schmecken, und auch die großen Wolken weit über den Gipfeln der fernen Berge sahen mir schneegefüllt aus.

Mit dem Piloten sprach ich auch darüber. Der Mann hob die Schultern. »Es ist gut möglich, daß es bald schneien wird.«

»Bevor wir das Ziel erreicht haben?«

»Hoffentlich nicht. Denn die Schneefälle kündigen sich zumeist mit einem Sturm an, der nach einem Tag erst abflaut. Es schneit dann weiter.«

Schon bald erreichten wir das Vorgebirge. Die Gegend unter uns wurde nicht nur hügeliger, sondern auch bewaldeter. Die Orte lagen weit verstreut. Als würden sie Schutz suchen, so wirkten die Häuser, wenn sie sich im Schatten der Berge duckten.

Recht bald sahen wir den Schnee.

Die Felder lagen unter uns. Sie schimmerten weiß und schienen mit einem leichten grauen Schleier bedeckt zu sein.

»Nebel!« meldete Jarek.

In der Tat konnte man die grauen Schleier über dem Schnee so umschreiben. Als wir weiterflogen und in die Täler schauten, entdeckten wir schon den grauen Dampf.

Er lag in dicken Wolken über den Wäldern und stieg allmählich höher.

Der Pilot wandte sich an uns. Wir sahen seinen besorgten Blick.

Suko fragte: »Wie lange müssen wir noch fliegen?«

Mit den Händen deutete der Mann eine Zeitspanne von zehn Minuten an. Wir schafften es in acht.

Und wir hatten Glück. Zwar befand sich der Ort Petrila auch in unmittelbarer Nähe der Nebelfelder, doch der Dunst hatte sich nicht so stark verdichtet, daß er eine Orientierung unmöglich machte. Ich erkannte einiges wieder. Den schlanken Turm der Kirche, das

Gemeindehaus, gleichzeitig Parteizentrale, und auch die um den Ort liegenden Höfe der Bauern. Man hatte den Hubschrauber schon gehört. Zahlreiche Menschen liefen zusammen. Sie versammelten sich bei der Festwiese, denn dort wollten wir landen.

Der Pilot hatte den Auftrag bekommen, zu warten, bis wir zurückkamen. Und wenn es drei Tage dauerte. Wir verabschiedeten uns mit einem Kopfnicken und liefen an den staunenden Menschen vorbei in Richtung Dorf. Wir wußten noch genau, wo sich das Zentrum befand. Es gab dort einen Marktplatz, um den sich alle Häuser gruppierten und mit ihren Fenstern auf den Mittelpunkt des Platzes zu schauen schienen, einem herrlichen Steinbrunnen, der als Zierde eine Reiterfigur trug, die ein Schwert drohend gegen den Himmel gereckt hielt.

»Da hat sich nichts verändert«, bemerkte Suko.

Auch ich war seiner Meinung. Fehlte nur noch der Bürgermeister und Parteibonze von Petrila. Er hatte uns beim ersten Besuch auch begrüßt.

Das Dorf wirkte nicht ausgestorben. Die Menschen, die uns begegneten oder sahen, schauten uns zuerst nur kurz an, dann intensiver, einige lächelten auch und grüßten.

Man schien uns erkannt zu haben. Angesprochen wurden wir nicht.

Schließlich ließ sich auch der Bürgermeister blicken. Vor Jahren hatte er bei unserem ersten Zusammentreffen ziemlich kühl und unpersönlich reagiert, jetzt allerdings strahlte er.

»Welcome!« rief er in unserer Heimatsprache. »Meine Freunde aus England. Das ist eine Überraschung!«

Wir mußten uns Umarmungen gefallen lassen. Nur Bruderküsse tauschten wir nicht aus.

»Warum hat man mir nichts gesagt?« rief der Mann mit der Halbglatze immer wieder. »Warum nicht?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht sollte es eine Überraschung werden.«

Er winkte ab. »Ach nein, keine Überraschung. Und was wollt ihr hier? Geht es wieder um Vampire?«

»Ja.«

»O nein!« Er raufte sich die wenigen Haare. »Dieser Marek ist unbelehrbar, wirklich.«

»Er weiß nicht, daß wir hier sind.«

»Ach so. Eine Überraschung.«

»Ja.«

»Soll ich euch hinbringen?«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Dann kommt mit, Freunde, kommt.« Wie damals zogen wir los, und der Bürgermeister wurde noch immer so respektvoll gegrüßt.

In Petrila war die Zeit wirklich stehengeblieben.
Es wurde neblig.
Der Dunst stieg aus den Tälern und kroch aus südlicher Richtung lautlos in das Dorf, um mit seinen grauen Schleiern so manch baufälliges Haus zu verdecken.
»Bald gibt es auch Schnee«, sagte der Bürgermeister. »Wir liegen immerhin 700 Meter hoch.«
Da hatte er recht. Ich hoffte nur, daß die Schneewolken sich noch einen Tag zurückhielten.
Zudem war ich gespannt, wie der alte Marek wohl reagieren würde, wenn er uns sah. Bestimmt sehr freudig, wir hatten uns mit ihm gut verstanden. Auf seine Frau Marie war ich ebenfalls gespannt. Frantisek hatte sie immer als Drachen bezeichnet.
Schon bald erreichten wir das Haus, in dem die Mareks wohnten.
Es sah aus wie immer. Der Anbau, in dem sich die Schmiede befand, stand auch noch, und wir hörten die hellen Schläge aus der offenen Tür dringen. Dort arbeitete jemand.
»Da wären wir«, sagte der Bürgermeister. Mir fiel auch ein Teil seines Namens wieder ein. Mirca hieß er.
»Wollen Sie mit rein?« erkundigte ich mich.
»Natürlich, ich muß dem alten Frantisek doch Guten Tag sagen. Außerdem will ich sein Gesicht sehen, wenn ihr plötzlich vor ihm steht.« Der Mann rieb sich die Hände und lachte.
»Wir werden sehen.«
Noch mußten wir die Straße überqueren. Dann standen wir vor der einfachen Haustür.
Ich schaute an der Fassade hoch. Hinter den Fenstern rührte sich nichts. Keiner hatte uns bemerkt. Nicht einmal Rauch quoll aus dem Schornstein.
»Die scheinen nicht da zu sein«, meinte der Bürgermeister.
»Sieht mir auch so aus«, erwiderte ich.
Dafür sagte Suko: »Aber die Tür steht offen.«
Ich wandte mich an den Bürgermeister. »Ist das hier üblich?«
»Eigentlich nicht.«
Suko war schon vorgegangen. Er hatte den Arm ausgestreckt, berührte das Holz und drückte die Tür nach innen.
»Hallo!«
Auf mein Rufen antwortete niemand.
»Gehen wir doch rein!« Mircas Stimme klang ein wenig rauh.
Auch ich bekam ein unangenehmes Gefühl. Sollte hier jemand schneller als wir gewesen sein?
Wir betraten das Haus.
Im engen Flur blieben wir erst einmal stehen. Eine Treppe führte hoch in die niedrigen Räume der ersten Etage. Die Stufen

verschwanden im Dämmerlicht.
Der Bürgermeister drängte sich an mir vorbei in den Wohnraum.
Er war kaum verschwunden, als Suko in die Knie ging und einen Zischlaut ausstieß.
Ich bückte mich ebenfalls und folgte mit den Blicken dem ausgestreckten Finger meines Partners.
Vor der Treppe noch begannen die dicken, dunklen Tropfen, die auf den Holzdielen lagen.
Und sie führten die Stufen hoch. Auf der dritten konnten wir sie noch erkennen… Blut!

***

Zwei Stunden vergingen.
Die beiden Freunde saßen am Tisch. Sie schwiegen sich zumeist an. Hin und wieder erhob sich der alte Köhler, um frische Holzscheite in den Kamin zu werfen. Wenn die Flammen neue Nahrung bekamen, wurden sie zu gierigen Fingern, die über die Scheite leckten und sie entzündeten. Und wenn die Rinden platzten, dann flogen regelrechte Funkenbahnen in die Höhe und verschwanden im Kaminschacht.
»Wird er kommen?« fragte Marek zum wiederholten Male und schaute auf seinen Eichenpflock.
»Wir können es nur hoffen.«
»Er muß in die Falle gehen. Er muß es einfach«, flüsterte der Pfähler. »Er hat dich nicht umsonst ausgesucht, Stephan.«
»Ja, ich habe ihn zweimal gesehen«, sagte der Köhler und schielte auf sein Holzkreuz, das vor seiner Brust hing. Er hatte es mal weihen lassen, und er versprach sich viel davon.
Plötzlich stand Marek auf.
»Was ist los?« Stephan hob überrascht den Kopf.
Marek hielt den Pfahl hoch. »Ich kann es nicht mehr. Ich muß raus hier, verstehst du?«
»Und dann?«
»Ich gehe vor die Tür und horche. Vielleicht kann ich ihn auch locken, wenn er mich riecht oder sieht.«
Stephan schaute zur Klingelschnur in der Ecke. Die beiden Männer hatten eine Alarmanlage gespannt. Sie befand sich noch außerhalb der Fallen. Auch dabei hatten sie auf eine Schnur zurückgegriffen und sie dicht über den Boden gezogen. Wenn der Vampir kam, sie bewegte, dann mußte im Haus die kleine Glocke anschlagen, die mit der Schnur in Verbindung stand.
Das Risiko, daß der Alarm durch ein Tier ausgelöst wurde, mußte in Kauf genommen werden.
»Warte doch noch«, sagte Stephan und hob die Flasche. »Hier, ein Schluck wird dir guttun.«

»Nein, bleib mir mit dem Teufelszeug vom Leib«, knirschte der Pfähler. »So etwas will ich nicht.«
»Was hast du, Frantisek?« Stephan stemmte seine Hände auf die Tischplatte und drückte sich in die Höhe.
»Ich habe Angst!« Marek schaute den Freund direkt an, und die Augen des Köhlers wurden groß.
»Angst?« echote er. »Wirklich Angst?«
»Ja.«
»Aber du bist Marek der Pfähler. Du brauchst doch keine Angst zu haben, mein Lieber.«
»Doch, das habe ich. Ehrlich. Ich weiß auch nicht, wie es kommt, aber ich fühle mich so…« Er sprach nicht mehr weiter und schaute zu, wie Stephan Schnaps in den Becher gluckern ließ. »Weißt du«, sagte er nach einer Weile, als der Köhler auch getrunken hatte. »Es ist so. Die Angst ist nicht direkt da. Nicht um meine Person, es geht um etwas anderes. Das ist wie ein Kreis.«
»Verstehe ich nicht.«
»Na ja, Freund, wie soll ich es dir erklären?« Marek hob die Schultern und verzog sein Gesicht, wobei sich die Falten noch tiefer in seine Haut gruben. »Die Furcht ist allgemein, verstehst du? Sie lauert überall, und sie kann auch Menschen treffen oder sich auf Menschen beziehen, die mir nahestehen.«
»Deine Frau?«
»Unter anderem. Vielleicht hätte ich sie nicht allein lassen sollen.«
Da lachte Stephan. »Aber der Vampir lauert hier im Wald, der wird nicht zu dir kommen.«
»Wer weiß es.«
»Ich, mein Lieber. Ich weiß es. Du solltest deine Angst besiegen. So kenne ich dich gar nicht.«
»Vielleicht hast du recht, Stephan. Möglicherweise ist alles ganz anders, als ich denke. Möglicherweise…«
»Bestimmt sogar.«
Im nächsten Augenblick zuckten beide zusammen, denn die Glocke an der Wand begann zu schlagen. Sofort richteten sich die Blicke der Männer auf den kleinen, golden schimmernden Gegenstand, der heftig bewegt wurde und dann verstummte.
»Der Vampir«, hauchte Stephan, dabei schaute er auf Marek, und seine Augen wurden groß. »Himmel und Feuer, der Blutsauger. Er ist uns in die Falle gegangen.«
»Noch wissen wir nichts.«
Etwas schwankend kam der Köhler um den Tisch herum. »Komm, Marek, komm, wir schauen nach.« Mit zwei Schritten erreichte er die Tür und öffnete sie.
Der Köhler schielte noch zur Glocke hin, die sich nicht mehr

bewegte, dann wandte auch er sich dem Ausgang der Holzhütte zu, durch deren offene Tür die dicken Nebelschwaden gespenstisch und lautlos in den Raum hineinwallten.

Eine unheimliche Atmosphäre hielt den gesamten Wald umfangen. Die laublosen Bäume waren nur als geisterhafte Schatten zu erkennen. Nebelspiralen umquirlten sie, und es schien so, als wollten sie ihnen für die Dauer von Sekunden ein seltsames Leben einhauchen.

Die beiden Männer blieben vor der Hütte stehen. Der Rest des Kaminlichtes traf sie und warf zuckende Schatten auf ihre Körper. Die alte Sturmlaterne schwankte, und die Kette, an der sie hing, bewegte sich knarrend.

»Hörst du ihn?« fragte Marek.

»Noch nicht«, wisperte der Köhler. »Aber er ist da, das spüre ich genau.«

Marek packte seinen Eichenpflock fester. »Komm, Stephan, wir werden ihn fangen. Es hat keinen Sinn, hier länger stehenzubleiben. Heute ist er fällig.«

Der Köhler nickte. Zudem faßte er nach dem Band, das sein Kreuz hielt und streifte es über den Kopf. Jetzt hielt er das Holzkreuz in der Hand. Er fühlte sich gleich sicherer. Tief saugte er den Atem ein.

Er mußte sich beeilen, denn Marek war vorgegangen, und seine Gestalt wirkte bereits durch den Nebel verschwommen.

Der Pfähler machte auf den alten Köhler selbst den Eindruck eines unheimlichen Wesens.

»Bleib stehen!« zischte er.

Marek folgte der Aufforderung. Stephan hastete auf ihn zu und stellte sich an seine Seite. »Da vorn ist schon die erste Falle!« flüsterte der Köhler, »wenn der Blutsauger jetzt…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn beide hörten sie den erstickt klingenden Schrei, dem ein dumpfes Röcheln folgte.

»Haaa!« rief Stephan, »jetzt haben wir ihn, diesen verfluchten Bluttrinker. Komm…«

***

Es war Blut!

Wir waren nicht mehr weitergegangen, hatten uns erhoben und blieben auf dem Fleck stehen.

Aus dem Wohnraum hörten wir Geräusche. Dort befand sich der Bürgermeister und suchte nach den beiden Mareks, rief auch ihre Vornamen, bekam jedoch keine Antwort.

Suko stieß mich an. »Marek?« hauchte er.

Ich hob die Schultern und zog meine Beretta. Ich hatte auch die Waffe mit den Eichenbolzen mitgenommen. Der Griff nach der Beretta war automatisch erfolgt, weil ich diese Pistole sonst immer nahm.

Jetzt steckte ich die Beretta wieder weg und holte die andere, etwas klobig wirkende, dafür fast lautlos schießende Waffe hervor.

Sie war speziell für Vampire gedacht.

Die Eichenbolzen – vorn zugespitzt – töteten die Blutsauger auf der Stelle, wenn man ins Herz oder zwischen die Augen traf.

»Sollen wir hoch?« wisperte Suko.

»Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben«, erwiderte ich ebenso leise.

Da wurde neben uns die Tür geöffnet. Der Bürgermeister verließ das Zimmer und hob die Schultern. Sein Gesicht zeigte ebenfalls Ratlosigkeit an.

»Nichts, sie sind beide nicht zu sehen.« Er kratzte sich am Kopf.

»Das verstehe ich nicht. Soll ich mal nebenan in der Schmiede nachfragen? Der Gehilfe müßte wissen, wo…« Er verstummte, denn wie auch wir hatte Mircas Schritte gehört.

Nicht auf derselben Etage, sondern über uns, wo die Treppe in der Düsternis verschwand.

Dort hielt sich jemand auf.

Der Bürgermeister hatte den Mund geöffnet, wollte etwas sagen, sah dann allerdings auf meine Pistole und wurde noch bleicher, als er ohnehin schon war.

Er stellte keine Fragen.

Suko ging ein wenig zur Seite. Er zog die Beretta. Dabei baute er sich so auf, daß er schräg die Treppe hochschauen konnte, und ich drückte den Bürgermeister zurück.

»Bleiben Sie hinter mir!«

»Was ist denn geschehen?«

»Werden wir gleich feststellen!«

Die Schritte klangen nicht mehr so dumpf, sie waren lauter geworden, ein Zeichen, daß sich jemand der Treppe näherte. Im Haus gab es sonst keine Geräusche mehr, nur aus der Schmiede hörten wir nach wie vor das helle Hämmern des Hammers.

Mir war überhaupt nicht wohl zumute, denn ich ahnte Schreckliches und hoffte, daß ich es nicht bestätigt bekam.

Dann waren die Schritte auf der Treppe zu vernehmen. Noch dumpfer klangen sie, denn unter den Stufen befand sich ein Hohlraum.

Wir warteten.

Eine Sekunde verstrich, die zweite…

Dann sahen wir die Füße. Jetzt wußte ich auch, weshalb die Schritte so hohl geklungen hatten, die Person, die die Treppe hinunterkam, trug Holzschuhe.

Aber keine Hosen.

Es war eine Frau. Schon erkannten wir den Rocksaum, die

Wollstrümpfe an den Beinen, sahen eine Schürze und die dunklen Flecken darauf.

Blut!

Mein Gott, ich bekam schreckliche Angst, daß sich mein Verdacht bewahrheiten würde.

Es hatte nicht Frantisek Marek erwischt, sondern…

Die nächsten Schritte.

Jetzt sahen wir sie.

Es war Marie, die Frau des Pfählers. Ihre rechte Gesichtshälfte war blutbeschmiert, jemand mußte sie dort mit einem scharfen Gegenstand attackiert haben. Auch in den grauen Haaren klebte das Blut.

Dennoch lebte die Frau.

Denn sie war – ein Vampir!

***

Das Bild war grauenhaft. Wir hatten alle drei nicht damit gerechnet und bekamen einen Schock. Die blutbeschmierte rechte Gesichtshälfte stand im krassen Gegensatz zu der linken, deren Haut bleich schimmerte. Und zwischen den beiden Gesichtshälften, im unteren Drittel, da stand der Mund offen, und die beiden spitzen Vampirzähne schauten hervor. Sie erinnerten mich an winzige Dolche, aber sie waren in ihrer Wirkung gefährlicher als diese Waffen.

Für uns wurden es die schrecklichsten Sekunden einer schlimmen Wahrheit. Marie Marek stand auf der Treppe und schaute uns starr an. Ich weiß nicht, ob sie uns erkannte, wahrscheinlich nicht, denn all ihr Sinnen und Trachten zielte darauf ab, das Blut eines Menschen zu trinken. Sie als Vampir brauchte es, um überleben zu können.

Während Suko und ich vor Grauen stumm waren, konnte sich der Bürgermeister neben uns nicht mehr halten. Er stöhnte vor Angst und Entsetzen. Aus seinem Mund drangen Laute, die man schon nicht mehr mit dem Wort menschlich umschreiben konnte.

Ohne uns abgesprochen zu haben, taten Suko und ich das gleiche.

Wir drängten den Mann zurück, damit er uns nicht mehr im Weg stand, denn nun galt es, das untote Wesen vor uns zu bekämpfen.

Mirca ließ sich schieben wie eine Puppe. Er lehnte sich gegen die Wand und behielt den Mund offen. Sein Atmen drang wie ein schweres Rasseln über die spröden Lippen.

»Mach du, John«, flüsterte Suko und deutete mit dem Kopf auf meine Pistole.

Es war die Bolzenwaffe. Ich hatte lange nicht mehr mit ihr geschossen und hoffte, nichts mehr verlernt zu haben.

Nach dieser schaurigen Entdeckung waren vielleicht vier, fünf Sekunden vergangen. Wenn man selbst an solchen Ereignissen

beteiligt ist, kommt einem die Zeit immer langsamer vor, als sie in Wirklichkeit ist, und auch ich mußte mir erst einen innerlichen Ruck geben.

Gleichzeitig setzte sich auch die Frau in Bewegung.

Als sie mit ihrem Holzschuh die nächste Stufe berührte, vernahmen wir wieder dieses dumpfe Geräusch, das uns entgegenschlug.

Für mich ein Zeichen!

Ich krümmte den Finger, die Lippen bildeten einen Strich, dann drückte ich ab.

Die Waffe besaß kaum einen Rückstoß. Fast hätte ich noch verzogen, weil ich an die Beretta gewöhnt war. Ein Geräusch entstand, das sich anhörte, als würde irgendwo Luft entweichen, dann raste das Geschoß aus der Mündung und hieb ins Ziel.

Es war der Raum zwischen den Augen.

Die Untote bekam einen ungeheuren Schlag. Der Schädel wurde nach hinten gerissen, so schnell und wuchtig, daß ich das Gefühl hatte, er würde abfallen.

Mit ihm kippte auch der Körper. Zwar streckte sie noch ihren rechten Arm aus, um sich am Handlauf des Geländers festzuklammern, sie verfehlte ihn jedoch und griff ins Leere. Mit dem Rücken rutschte die Hand vorbei, das Wesen selbst knickte ein und bekam das Übergewicht.

Marie Marek fiel nach vorn.

Aus irgendeinem Grunde gelang es ihr, den Kopf wieder hochzustemmen. Sie wandte uns dabei das Gesicht zu, so daß wir sie direkt anschauen konnten.

Es war grauenhaft.

Der Bolzen hatte seinen Weg gefunden. Zwischen ihren Augen steckte er und war tief in den Kopf gefahren. Dieses blutsaugende Wesen existierte nicht mehr.

Und sie fiel nach vorn.

Schwer und steif kippte sie uns entgegen. Dabei fiel sie genau in meine Richtung, sie hätte mich auch von den Beinen gerissen, wenn ich nicht zurückgesprungen wäre.

Die Untote dröhnte auf die Stufen. Sie schlug schwer auf den Kanten auf, wurde durchgeschüttelt, bekam das Übergewicht und rollte den Rest der Treppe hinab.

Vor uns blieb sie liegen.

Tot, erledigt…

Wir schwiegen und schauten auf den Rücken der Frau. Frantisek Marek hatte immer ein wenig seltsam von seiner Frau gesprochen und sie als einen Drachen bezeichnet. Ich war fest davon überzeugt, daß dies sehr liebevoll gemeint war.

Wenn er vom Tod seiner Frau erfuhr, dann…

Ich schüttelte mich, denn mir war ein anderer, schlimmer Gedanke gekommen.

Suko dachte ähnlich. Er stieß mich an und flüsterte. »Wir haben den Pfähler noch nicht gesehen, John. Ob er sich auch da oben als Vampir befindet?«

»Mal den Teufel nicht an die Wand.«

Mein Freund und Kollege hob die Schultern. »Verflixt, wir müssen mit allem rechnen.«

Was sollte ich dagegen einwenden? Suko hatte mit seiner Prognose so völlig recht. Wir mußten wirklich mit dem Schlimmsten rechnen, und ich schielte die Treppe hoch.

Wir hörten auch den Bürgermeister. Er lehnte an der Wand, hatte den Kopf gesenkt und schluchzte. Seine Worte, die er sprach, verstanden wir nicht. Vielleicht fragte er sich das gleiche wie wir.

»Wer kann das getan haben?« Suko stellte die Frage, und ich hob die Schultern.

»Baron von Leppe«, formulierte Suko. »Tarrasco hat uns den Namen gesagt. Vielleicht ist er…«

»Oder auch Lady X!«

Tief atmete der Inspektor ein. »Mann, John, wenn du da recht haben solltest, dann…«

»Die will das Chaos.«

»Vielleicht befindet sie sich noch im Haus.«

»Dann schauen wir nach.«

»Moment noch.« Ich hielt Suko fest, als er die Stufen hochgehen wollte. »Zuerst will ich mit Mirca reden.«

»Gut.«

Der Bürgermeister war kaum ansprechbar. Zu tief saß der Schock.

Als er mich schließlich aus tränennassen Augen anschaute, da fragte er nur: »Warum nur, John Sinclair? Was ist mit ihr nur passiert?«

»Sie lebt nicht mehr«, erwiderte ich. Anscheinend hatte der Bürgermeister die volle Tragweite des Vorfalls noch nicht begriffen.

Er wollte auf die Knie nieder und sie anfassen, ich hielt ihn ab.

»Nein«, sagte ich. »Sie müssen sich jetzt zusammenreißen.«

»Ich kann es nicht«, sagte der sonst so harte Mann, den die Partei geschult und eingesetzt hatte. »Ich kann es einfach nicht. Tut mir leid.« Er schüttelte den Kopf.

Ich redete jetzt hart mit ihm, schrie ihn fast an, denn der Mann durfte nicht durchdrehen. Ich erinnerte ihn auch an seine Pflichten als Bürgermeister, und allmählich gewann er seine Fassung zurück.

Er wurde wieder normaler.

»Sie haben recht«, flüsterte er und nickte ein paarmal. »Wir müssen uns jetzt zusammenreißen. Was soll ich tun?«

»Auf jeden Fall zusehen, daß nichts nach außen dringt. Niemand im

Dorf darf erfahren, was sich hier zugetragen hat. Wenn es ans Licht der Öffentlichkeit gerät, dann wird es schlimm aussehen. Es würde zu einer Panik kommen, die keiner mehr kontrollieren kann. Vielleicht wollen das unsere unbekannten Gegner auch. Wenn die Menschen nicht mehr wissen, was sie tun, haben es die anderen leichter.«

Das sah der Mann auch ein. Er wischte sich mit einem roten Tuch die Augen sauber, schneuzte die Nase und fragte: »Wer kann diese Frau denn so verändert haben?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber wir haben in England einen Hinweis auf einen hier in Rumänien lebenden Baron bekommen. Sein Name ist von Leppe!«

»Von Leppe?« Der Bürgermeister runzelte die Stirn, bevor er mich anschaute.

»Kennen Sie ihn?«

»Gehört habe ich von ihm«, erwiderte er. »Ja, sogar des öfteren.«

»In welchem Zusammenhang?«

»Das liegt irgendwo in der Geschichte des Landes begründet, wissen Sie. In einer sehr blutigen Geschichte.« Er schlug sich gegen die Stirn, und ich schaute zu, wie Suko die Treppe hochschritt und im Düsteren verschwand.

»Kann er ein Vampir gewesen sein?« wollte ich wissen.

Mirca senkte die Stimme. »Ja, jetzt wo Sie es sagen, erinnere ich mich. Von Leppe soll ein Vampir gewesen sein. Aber der Baron ist längst gestorben.«

»Vielleicht.«

Sein Gesicht zeigte Schrecken. »Sind Sie der Meinung, daß er nicht tot und begraben ist?«

»Nein, wenn schon, dann hoffe ich, daß man ihn gepfählt und begraben hat.«

»Das müßte ich wissen. So etwas spricht sich herum. Wir hätten es längst erfahren.«

»Aus den Sagen?«

»So ungefähr.«

Ich holte tief Luft. Eigentlich standen wir noch immer am Anfang.

Wir wußten zu wenig, um konkret etwas unternehmen zu können.

Uns fehlte einfach Frantisek Marek, der uns hätte mehr sagen können. Wo er sich befand, wußte aber keiner.

»Wir werden die Tote hier aus dem Weg schaffen«, erklärte ich dem Bürgermeister. »Fassen Sie mal mit an!«

Beide bückten wir uns. Ich nahm Marie Marek an den Schultern, die Beine überließ ich Mirca. Sein Gesicht zuckte, als er mithalf, die Tote in den Wohnraum zu schaffen.

Dort legten wir sie auf ein altes Sofa mit gebogenen Rückenlehnen.

Ich schaute den Mann direkt an. »Sie wissen ja Bescheid. Zu keinem

ein Wort über den Vorfall. Versuchen Sie aber herauszufinden, wo sich Frantisek Marek befindet.«

»Ja, ich muß den Mann in der Schmiede fragen.«

»Falls er noch da ist. Ich habe nämlich den Schmiedehammer lange nicht mehr gehört.«

»Ich weiß, wo er wohnt. Nur ein paar Häuser weiter. Das geht schon klar.«

Wir verließen den Raum, und Suko kam die Treppe runter. Er schüttelte den Kopf.

»Nichts gefunden?«

»Nein, John, aber da oben ist alles durchwühlt. Auch die alte Truhe, wo Marek früher seinen Eichenpfahl untergebracht hatte. Da scheint jemand etwas gesucht zu haben.«

»Wenn wir wüßten, wer, dann wären wir schlauer.«

»Lady X?«

»Kann sein, aber auch Baron von Leppe wollen wir nicht außer acht lassen.«

Hinter uns schlug die Tür zu. Der Bürgermeister hatte das Haus verlassen.

»Hoffentlich hält er dicht«, sagte mein Freund leise und wiegte den Kopf. »Es hat ihm einen regelrechten Schock gegeben, als er die Frau sah.«

»Da sagst du was.«

»Was können wir tun?«

»Auf Marek warten.«

»Und dann?«

»Holen wir uns den Baron«, erwiderte ich mit harter Stimme.

»Und Lady X als Beigabe, wie?«

»Schön wäre es, Alter. Fast zu schön…«

***

Stephan und Marek hatten es selbstverständlich eilig. Trotzdem mußten sie vorsichtig sein, wollten sie sich nicht in ihrer eigenen Falle fangen und von einem Pfeil getroffen werden.

Der Nebel war einfach überall. Hinter ihnen verschwamm das Haus in der dunkelgrauen Suppe, nur eine Sturmlaterne leuchtete noch als heller, verwaschen wirkender Fleck.

Stephan war vorgegangen. Er sprach mit sich selbst, und plötzlich hörten beide die Geräusche.

Ein grauenhaftes Wimmern durchbrach die Stille. Es war schlimm für die beiden, dies anhören zu müssen, es bewies ihnen auch, daß ihre Falle einen Erfolg gezeigt hatte.

Der Köhler ging schneller.

»Sei vorsichtig«, rief Marek noch. »Der Nebel und die Falle, sie…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn ein surrendes Geräusch war zu vernehmen.

Ein Pfeil hatte sich gelöst – und getroffen.

Stephan, der Köhler, schwankte plötzlich. Seine Gestalt war zum Schatten geworden, der hin und herzuckte.

Marek bekam schreckliche Angst. Den Namen seines Freundes schrie er, der Vampir war vergessen, jetzt ging es um Stephan, und Frantisek Marek überwand die Distanz zu dem Freund mit schnellen Schritten, bevor er sich neben ihn kniete.

Stephan lag auf der Seite. Sein Gesicht war seltsam verzerrt, als würde er schief grinsen. Marek jedoch wußte, daß es die Schmerzen waren, die ihn so zeichneten.

Der Pfeil hatte Stephan getroffen. Er war ihm dort in den Körper gefahren, wo sich das Ende des Halses befand und er in die Brust überging. Sie hatten die Sehnen sehr straff gespannt, damit die Pfeile genügend Durchschlagskraft besaßen. Davon konnte sich der Köhler jetzt mit eigenen Augen überzeugen.

»Stephan«, flüsterte er mit versagender Stimme. »Stephan, mein alter Freund…«

Der Köhler hustete. Etwas Dunkles quoll aus seinem Mund und verlief im Bart. Marek wußte, daß es Blut war, und er wußte ferner, daß es schlimm um Stephan stand.

Die Finger des Köhlers verkrampften sich um Mareks rechten Arm. »Mein alter Freund, ich… ich habe wohl etwas zu viel von dem Schnaps getrunken. Ich war nicht mehr so sicher, der Vampir…«

»Rede jetzt nicht. Ich bringe dich zu einem Arzt. Das Auto steht hinten am Weg. Ich bringe dich hin, mein Freund. Komm auf die Schulter. Ich will mit dir…«

»Nein, Marek, nein, mein Freund. Ich werde nicht mehr lebend in meine Hütte oder deinen Wagen kommen. Meine Zeit ist abgelaufen. Der Sensenmann wartet schon. Aber ich werde dir im Jenseits die Daumen drücken. Vernichte sie. Pfähle von Leppe. Mach deinem Namen wieder alle Ehre, denn du bist der Pfähler. Du Marek, nur du. Du hast das große Erbe übernommen. Führe es so fort wie früher. Ich bitte dich…«

Marek schluckte. Er war ein harter Mann, das Leben hatte bei ihm seine Spuren hinterlassen, doch als er seinen Freund liegen und sterben sah, konnte auch er sich nicht mehr beherrschen. Zu schlimm war alles geworden.

Aus seinen Augen rannen kleine, durchsichtige Tropfen. Sie zeichneten Spuren in die Wangen. Es waren Tränen, die dem alten Mann aus den Augen flossen.

Er schaute auf den Pfeil, dann in das Gesicht des Freundes und in dessen Augen.

Sie waren bereits dem Jenseits zugekehrt.
»Das Licht, Marek, das Licht. Ich sehe es. Ich gleite hin, es will mich…«
Die letzten Worte des Sterbenden hörte Marek auch noch. Dann brach der Blick.
Stephan war tot.
Unbeweglich blieb Marek neben der Leiche sitzen und schaute zu, wie sich der Nebel über den Körper legte, als wollte er ein dünnes Leichentuch ausbreiten.
An den Vampir dachte der Pfähler nicht mehr. Er schaute auf das Gesicht seines Freundes, das so blaß und verzerrt aussah. Der Köhler würde nie wieder etwas trinken können, weder sehen, sprechen noch reden.
»Ich werde dich rächen«, flüsterte Marek. »Verlaß dich drauf, mein Junge, ich räche dich!« Als würde er Zentnerlasten auf seinem Rücken tragen, so schwerfällig stand er auf und drehte sich um. Er wollte und mußte nach dem Vampir sehen, der ebenfalls in die Falle gegangen war.
Marek wurde sehr vorsichtig. Er entdeckte auch die Stelle, von wo der Pfeil auf den Köhler abgefeuert worden war. Der Bogen war durch den biegsamen Zweig in die Höhe geschleudert worden.
Schlaff hing er nach unten.
Marek schritt vorbei. Dann schlug er einen Bogen und schaute zu Boden. Er hatte etwas entdeckt. Im Nebel lauerte ein Schatten, der sich bewegte.
Es war der Vampir.
Marek ging hin und sah, was geschehen war.
Der Pfeil hatte genau getroffen. Er war dem Blutsauger seitlich durch die Brust gefahren und hatte wahrscheinlich auch das Herz des Untoten durchbohrt.
Der Vampir starb.
Auf die älteste Art und Weise, die es gab, war er vernichtet worden. Marek blieb neben ihm stehen, den Blick hielt er gesenkt.
»Verfluchter Bluthund«, flüsterte er. »Verfluchter Bluthund. Das war deine allerletzte Tat, die du begangen hast.«
Eine Antwort bekam er nicht, denn der alte Vampir befand sich im fortgeschrittenen Stadium der Auflösung.
Die Haut war von seinem Gesicht zum größten Teil verschwunden. Graue Knochen, schleimige Augen und eine blasse Totenklaue, die sich als Knochenhand um den Pfeilschaft geklammert hatte.
Aber das war nicht der Baron von Leppe!
Marek kannte ihn. Nein, vor ihm lag ein völlig anderer. Der Pfähler überlegte.
Das konnte eigentlich nur der Diener des Barons sein. Der Diener

Egmont, vor dem die Menschen damals fast ebenso viel Angst gehabt hatten wie vor dem Baron.

Ihn hatte es erwischt.

Und der Baron?

Marek stand auf. War Egmont allein gekommen, oder lauerte der unheimliche Adelige noch irgendwo im Wald?

Frantisek Marek hob den rechten Arm. In der Hand hielt er den Pfahl. »Komm her!« brüllte er. »Komm her, wenn du in der Nähe bist. Ich werde dich für alle Zeiten erledigen. Du wirst den Pfahl zu schmecken bekommen, denn nur er wird dich durchbohren, das schwöre ich dir, verfluchte Bestie!«

Er bekam eine Antwort. Allerdings nicht so, wie er sie erwartet hätte. Irgendwo vor ihm im dichten Nebel klang ein Lachen auf.

Geisterhaft und hohl hallte es durch den Wald. Es wurde auch von Marek genau gehört, und der Triumph aus dem Lachen war einfach nicht fortzuwischen.

Baron von Leppe war in der Nähe.

Wieder schrie Marek. Er wollte diese Bestie vernichten, die jedoch gab keine Antwort.

Still, verlassen blieb der unheimlich wirkende Wald. Nach einigen Minuten machte Marek kehrt. Er ging dorthin zurück, wo die Leiche des Köhlers lag.

Marek bückte sich und wuchtete den Toten in die Höhe. Er war schwer, und als der Pfähler ihn über seine Schulter geworfen hatte, da schwankte er.

Fast wäre er noch gefallen, und ihm wurde klar, daß er nicht die Kraft hatte, um den toten Freund zu seinem Wagen zu schaffen.

Aber bis zur Hütte mußte er es schaffen.

Es wurde ein Weg der Qual. Gespenstisch sah es aus, wie Frantisek Marek mit der Leiche auf seiner Schulter von den grauen, wallenden Nebelschwaden umweht wurde und allmählich verschwand.

Die Last wurde immer schwerer. Nach der Hälfte der Strecke schien sie schon das Doppelte zu wiegen, und als Marek das Haus des Köhlers erreichte, da stand er dicht vor dem Zusammenbruch.

Bis zum Wagen würde er es nicht schaffen, soviel stand fest. Dann sah er den großen Holzschlitten. Eine Idee durchzuckte ihn. Auch wenn der Boden nicht mit der weißen Pracht bedeckt war, es lagen jedoch genügend Nadeln und Laub herum, um eine relativ gute Gleitschicht zu bilden.

Er legte die Leiche zu Boden, ruhte sich ein wenig aus. Er merkte sein Alter. Allmählich schwanden die Kräfte, der Pfähler war ein grauer Wolf geworden, ein alter, aber zäher Wolf. Wieder einmal wurde ihm bewußt, daß er sich nicht zur Ruhe setzen konnte, er mußte weitermachen und zuerst Baron von Leppe erledigen, obwohl der

eigentlich tot war, wie die Menschen sagten. Niemand hatte jedoch seine Leiche gesehen, er hatte sich den Menschen auch nicht als Vampir gezeigt, und das Lachen vorhin brauchte nicht unbedingt von ihm zu stammen.

Marek hatte sich entschlossen, auf dem Schloß nachzusehen, wo sich auch der Familienfriedhof von Leppe befand. Dort würde er Spuren finden.

Als er wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, wuchtete er den Schlitten auf die Kufen, schob ihn vor und hievte den Toten auf das Gefährt.

Das Seil, um den Schlitten zu ziehen, war um eine Öse gewickelt.

Marek zog es straff, stemmte sich mit beiden Beinen fest gegen den Boden und hob das Seil an, damit es auf seiner Schulter lag. Dann zog er den Schlitten.

Es kostete Kraft, ihn von der Stelle zu bewegen. Danach ging es wesentlich besser, und er schaffte auch die Strecke zu seinem Wagen. Während er sich wieder ausruhen mußte, um danach den Toten auf dem Rücksitz zu verfrachten, dachte er wieder an seinen Freund und wie er ums Leben gekommen war.

Der alte Marek mußte dauernd würgen und konnte es beim besten Willen nicht unterdrücken.

Gleichzeitig brannte in seinem Herzen die Rache wie eine lodernde Flamme…

***

Wir standen vor dem Haus des alten Marek und warteten auf den Bürgermeister.

Die Menschen, die über die Straße gingen, blickten uns scheu an.

Manche erkannten uns auch, sie erinnerten sich an die vergangenen Zeiten und daran, was in der Umgebung von Petrila geschehen war.

Vielleicht glaubten sie, daß sich ähnliche Ereignisse wiederholen würden, womit sie nicht einmal so unrecht hatten.

Von den Bergen fiel ein kühler Wind überfallartig in den Ort hinein. Noch schneite es nicht, doch in der Nacht würden die weißen Flocken sicherlich fallen.

Es war dunkel geworden. Nur wenige Lichter brannten auf der Straße. Hinter den Fenstern der Häuser allerdings schimmerte es hell. Die Scheiben sahen aus wie viereckige Augen, die alles beobachten wollten. Nicht weit vom Haus der Mareks entfernt stand ebenfalls eine Laterne. Ihr Lichtschein reichte bis zum Boden und wurde von einer Gestalt durchquert, die anschließend uns ansteuerte.

Es war der Pilot. Ihm schien es am Hubschrauber zu langweilig geworden zu sein.

»Hat es schon etwas gegeben?« erkundigte sich Jarek, als er vor uns

stehenblieb.
»Nein, wir warten noch.«
»Die ganze Nacht?«
»Möglich.«
Jarek strich über sein Gesicht. »Gut, dann werde ich mir ein Gasthaus suchen, um mich aufzuwärmen. Ich brauche auch einen kleinen Schluck, das ist immer gut.«
Dagegen hatte ich etwas. »Nein, Sie bleiben bei Ihrem Hubschrauber. Es kann sein, daß wir in der Nacht noch losmüssen.«
Da lachte er und deutete in die Runde. »Bei dem Nebel müßten Sie schon selbst fliegen.«
»Notfalls machen wir das auch«, bemerkte Suko.
»Supermann?« fragte Jarek.
»Batman«, erwiderte mein Freund und Kollege.
Darauf erwiderte Jarek nichts Direktes. Er sagte nur: »Ich verschwinde trotzdem in Richtung Gasthaus. Schnaps werde ich nicht trinken.« Er nickte uns zu und ging.
»Seltsamer Kauz«, sagte Suko.
Dann kam der Bürgermeister. Er schälte sich aus dem Dunst, der Atem ging schnell und heftig. Wir sahen ihm an, daß er den Schock noch immer nicht überwunden hatte.
»Wissen Sie mehr?« fragte Suko.
»Ja, ja. Marek ist tatsächlich nicht da. Er ist weggefahren.«
»Und wohin?«
Jetzt verzog der Mann sein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »In den Wald zu seinem Freund Stephan, dem Köhler. Die beiden wollen Vampire jagen.«
Suko und ich waren überrascht. Eine Weile sagten wir nichts, bis Suko schließlich über sein Haar strich und den Kopf schüttelte. »Das gibt es doch nicht. Marek will im Wald Vampire jagen, und hier in Petrila laufen sie herum.«
»So ist es aber.«
Ich fragte konkreter. »Wen wollte er denn jagen?«
»Keine Ahnung.«
»Und wer hat Ihnen das gesagt?«
»Sein Gehilfe. Als Marek wegging, hat er hinterlassen, wen er treffen will. Das war es.«
»Wohnt dieser Stephan weit von hier?«
Der Bürgermeister schüttelte den Kopf und nickte sofort nach.
»Bei dem Nebel werden selbst kurze Entfernungen zu einer weiten Strecke. Sie würden sich verirren.«
»Dann kann es also noch dauern«, bemerkte ich.
»Möglich.«
Da es still innerhalb der Ortschaft war, hörten wir auch das Geräusch

eines fahrenden Wagens. Es erklang von uns aus gesehen rechts auf. Wir drehten automatisch die Köpfe, starrten in die graue Nebelwand und sahen zwei tanzende, gelblich schimmernde Flecken, die sich uns näherten.

»Vielleicht ist er das«, sagte der Bürgermeister.

Ich war erstaunt. »Wieso? Hat der alte Marek einen Wagen?«

»Ja, einen Lada.«

»Seit wann?«

»Keine Ahnung.«

Es war tatsächlich Frantisek Marek. Der Wagen wurde quer über die Straße gelenkt und auf den kleinen Platz vor dem Anbau zugesteuert. Wippend kam der Fiat zur Ruhe. Die Tür wurde aufgestoßen, ein Mann in dunkler Kleidung verließ das Fahrzeug. Am gebeugten Rücken erkannte ich auch von hinten den alten Marek.

In meinem Magen hatte sich ein Kloß gebildet. Ich wußte nicht, wie ich Marek sagen sollte, was mit seiner Frau passiert war.

Schließlich hatte ich sie getötet.

Aber das war nicht der richtige Ausdruck. Man mußte schon sagen erlöst.

Frantisek Marek warf die Tür ins Schloß. Es gab einen dumpfen Knall. Der Pfähler drehte sich um, weil er die hintere Tür des Autos öffnen wollte.

Da traten wir aus dem Nebel.

Wir mußten dem alten Marek wie Geister vorgekommen sein, denn er zuckte zusammen und hob den rechten Arm. Dabei winkelte er ihn so an, daß die Spitze des Pfahls auf uns zeigte.

»Willst du uns pfählen?« fragte ich.

Er erstarrte, drehte den Kopf und schien meiner Stimme zu lauschen.

»Wir sind es wirklich, Frantisek.«

»John Sinclair?« hauchte er.

»Ja.«

»Verdammt, John Sinclair!« schrie er in seinem harten Englisch.

»Dich hat der Himmel geschickt!« Er rannte um den Wagen herum und warf sich in meine Arme. »Freund«, sagte er immer wieder.

»Mein Freund John Sinclair, daß du gekommen bist. Jetzt, in dieser, unserer Zeit…«

So herzlich hätte ich mir die Begrüßung nicht vorgestellt. Ich merkte, wie er zitterte, schluckte und brachte kein Wort hervor, weil ich an seine Frau denken mußte.

Schließlich löste er sich von mir. Dann wurde Suko auf die gleiche Art und Weise begrüßt, danach trat er zurück und schaute uns an.

»Aber weshalb steht ihr hier draußen? Ihr hättet doch ins Haus gehen können. Und du auch, Mirca…«

Der Bürgermeister fühlte sich angesprochen und hob unbehaglich die

Schultern. »Eigentlich schon, Frantisek. Es ist so, weißt du…?«

Er hob die Schultern und drehte sich dann um.

»Was hat er?« fragte Frantisek.

Da wir nahe genug zusammenstanden, konnten wir sein Gesicht sehen. Und er unsere. »Stephan ist tot«, sagte er plötzlich. »Ich habe ihn im Wagen. Ein Unfall, kein Vampir, der ihn…« Er holte tief Luft. »Verdammt, weshalb starrt ihr mich so an. Da ist doch etwas passiert! Sagt es, sagt es sofort!«

»Franktisek.« Ich sprach seinen Namen leise aus. »Ich weiß, daß du Schweres hinter dir hast, aber was jetzt kommt, das ist noch schlimmer. Wir waren im Haus…«

»Und?«

»Deine Frau Marie…«

»Nein!« flüsterte er und ging zurück. »Nein, es kann nicht sein. Mit ihr darf nichts passiert sein…«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Marek machte auf dem Absatz kehrt und stürzte zur Haustür. Er hatte sie geöffnet, bevor wir ihn daran hindern konnten. Dann stolperte er in das Haus.

Im Wohnraum hatten wir das Licht brennen lassen. Wir sahen Marek durch die Scheibe als einen hektischen Schatten, der suchte, plötzlich einfror, und ich hörte Suko flüstern: »Jetzt hat er sie gesehen…« Der Schrei!

Schmerzgepeinigt. Beinahe tierisch, alles Leid und alle Qual ausdrückend, zu der ein Mensch fähig sein kann. Es war grauenhaft.

Dieser Schrei schüttelte uns durch, er ließ uns erzittern und erbeben, wir wurden blaß, senkten die Köpfe, und ich ballte die Hände zu Fäusten. Einen zögernden Schritt machte ich auf das Haus zu, dann hielt Suko mich fest.

»Nicht, John, laß ihn allein.«

Minuten vergingen. Wir standen vor dem Haus und spürten nichts. Keinen Wind, nicht die Kälte. Starr blickte ich in den Nebel.

In dem grauen, wallenden Einerlei glaubte ich höhnisch grinsende Gesichter zu sehen, Fratzen der Hölle, die mir lautlos ihren Triumph entgegenschleuderten.

Suko löste sich von uns und trat an den Lada heran. Er beugte sich so dicht vor, daß er durch die Scheibe in das Innere des Fahrzeugs blicken konnte.

»Da liegt ein Toter«, meldete er.

Während ich stehenblieb, ging der Bürgermeister zu Suko und schaute ebenfalls nach. Wie aus weiter Ferne vernahm ich seine Stimme, als er sagte: »Das ist der alte Stephan, der Köhler.«

Das bekam ich nur am Rande mit, denn ich schaute auf das erleuchtete Fenster. Davor drehten sich die Nebelschleier zu wolkigen Figuren und krochen auch an der rauhen Hauswand entlang.

Trotzdem reichte die Helligkeit aus, um den Schatten zu sehen.
Marek hatte sich wieder erhoben. Die letzte Zeit war er verschwunden gewesen, vielleicht hatte er gekniet. Nun stand er auf und wankte auf die Tür zu. Er mußte bald aus dem Haus kommen.
Die anderen hatten ihn nicht gesehen, deshalb lief ich bis zur Tür vor, um ihn dort in Empfang zu nehmen.
Frantisek Marek blieb auf der Schwelle stehen. Er stand im Gegenlicht der Lampe, sein Körper wirkte wie ein Scherenschnitt, und ich sah, daß er zitterte. Ebenso wie der Pfahl in seiner rechten Hand. Die Spitze wies zu Boden.
Für ihn war in den letzten Minuten eine Welt zusammengebrochen. Ich wußte nicht, wie viele Jahre die beiden Mareks miteinander verheiratet gewesen waren, 30 sicherlich, und es war unmöglich, die Empfindungen zu beschreiben, die in seinem Innern tobten.
Es mußte mit einer Hölle zu vergleichen sein.
Er ging auch nicht mehr weiter, blieb nur stehen und wartete auf mich.
Ich hatte meine Schritte verlangsamt. Vielleicht wollte ich die zweite Begegnung mit ihm so lange wie möglich hinauszögern, weil ich irgendwie Angst davor hatte.
Doch auch er kam. Fast wäre er gestolpert, als er ins Leere und nicht auf seine Beine schaute. Zwei Schritte vor mir hielt er ein.
Auch ich stand.
Unsere Blicke trafen sich.
Mein Gott, in Mareks spiegelten sich der Schmerz und die Pein, die der alte Mann in diesen Augenblicken empfand. Etwas mußte in seinem Innern zerbrochen sein, und dann stellte er eine Frage, die meinen Herzschlag beschleunigte.
»Wer hat es getan?«
O verdammt, ich konnte kaum antworten. Wenn ich ihm die Wahrheit sagte, wie würde er dann reagieren? Andererseits konnte ich sie auch nicht verschweigen, er würde es irgendwann sowieso herausbekommen.
»Ich!«
Marek schaute mich an. »Du?« hauchte er.
»Ja, ich.«
Seine Lippen begannen zu zittern. Er schloß für einen Moment die Augen und verzog das Gesicht, wobei er den Kopf schüttelte, als könnte er das alles nicht glauben.
»Frantisek, ich…«
»Nein, laß es!« Er wollte meine Erklärung nicht, wollte nichts von all dem hören. Marek war in den letzten Minuten zu einem gebrochenen Mann geworden.
»Ich mußte es tun«, sprach ich weiter, wobei ich meine Stimme kaum

erkannte. »Es hat keine andere Möglichkeit gegeben…«

»Nein, John Sinclair, nein!« Er schüttelte den Kopf, sein gesamter Körper bebte, dann riß er den rechten Arm hoch und plötzlich zeigte die Spitze des Pfahls auf mich. Ich wußte plötzlich, was sich in seinem Kopf festgesetzt hatte.

Er wollte mich pfählen!

Wieder drang ein irrer, kaum menschlich zu bezeichnender Schrei aus seiner Kehle, ein Gefühl aus dem furchtbaren Schmerz heraus geboren, und er warf sich vor.

Wenn er eine Pistole gehabt hätte, er hätte es vielleicht damit versucht. So blieb ihm nur der Pfahl, der drohend und gefährlich vor meinem Gesicht auftauchte.

Er rammte ihn nach vorn.

Schräg fuhr er auf mich zu. Auf meine Brust hatte Marek gezielt, doch ich drehte mich zur Seite, duckte mich gleichzeitig, und mir gelang es, so dem Stoß des Pfahls zu entgehen.

Marek fiel gegen mich. Ich nahm beide Hände zu Hilfe und stieß ihn von mir weg.

Er taumelte zurück, drehte sich und war sofort wieder angriffsbereit. Diesmal jedoch konterte ich. Es tat mir zwar leid, aber ich sah keine andere Möglichkeit. Mit der flachen Hand schlug ich zu. Sie traf die Wange des Pfählers und schüttelte ihn durch. Er verlor für Sekunden die Übersicht, kassierte einen zweiten Schlag, und sofort riß ich ihm den Pfahl aus der Hand und schleuderte ihn zu Boden.

Marek taumelte zurück. Er geriet in die Nähe des Hauses und stieß mit dein Rücken gegen die Wand.

Ich ging ihm nach.

Marek rührte sich nicht. Er stand vornübergebeugt da und hatte auch den Kopf gesenkt. Als ich näherkam, da hörte ich, wie er weinte. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, denn auch mir war zum Weinen zumute, suchte nach Worten, um ihn zu trösten.

Mir fielen einfach keine ein. Es war so verflucht schwer, die passenden Sätze zu finden.

Ich hörte Schritte.

Suko und der Bürgermeister näherten sich uns. Mein Freund hatte den Pfahl aufgehoben. Er hielt ihn in der rechten Hand. Sukos Gesicht zeigte einen besorgten Ausdruck, während Mirca zu Boden blickte. Seine Hände schlossen und öffneten sich krampfhaft.

Frantisek Marek hob den Kopf. Er schaute mich an, zuckte mit den Schultern und rieb über sein Gesicht. »Ich… Ich muß mich entschuldigen. John, es tut mir leid, aber ich wußte auch nicht, wie das plötzlich alles über mich gekommen …«

»Du brauchst nichts zu sagen«, erklärte ich. »Nichts brauchst du zu sagen, wirklich…«

»Sie ist tot, nicht?«
»Ja.«
Er holte ein paarmal tief Luft. »Ich… ich habe sie mir genau angesehen. Du hast es mit einem Eichenbolzen oder etwas Ähnlichem gemacht. Das muß einen Grund gehabt haben. War sie ein …«
Ich nickte. »Ja, Frantisek. Deine Frau ist zu einem Vampir geworden. Mir blieb keine andere Möglichkeit, glaub mir.«
Er nickte. »Ich weiß«, flüsterte er dann. »Ich weiß es so genau. Ich kenne die Blutsauger.« Er streckte seinen Arm aus und legte mir die Hand auf die Schulter. »Es tut mir leid, John Sinclair, daß ich mich vergessen habe. Aber erst der tote Freund, jetzt die Frau, das war einfach zu viel für mich. Wie… wie ist es denn passiert?« wollte er wissen.
Ich berichtete.
Marek hörte genau zu. Er stellte keine Zwischenfragen, sondern schüttelte nur den Kopf. Zum Schluß meinte er: »Marie hatte nie etwas damit zu tun. Sie war unschuldig.«
»Darauf nehmen Vampire keine Rücksicht«, erklärte ich ihm. »Das hast du ja des öfteren erlebt.«
»Nur Marie…« Er schüttelte seinen Kopf, dann fragte er: »Wer hat es denn getan?«
»Ich habe keine Ahnung.«
»Weshalb seid ihr dann gekommen?«
»Sollen wir das nicht im Haus besprechen?«
Marek nickte. »Ja, ich will auch bei meiner Frau bleiben.« Dann zeigte er auf den Wagen. »Aber da ist noch Stephan. Ihn müßte man…«
»Darum kümmere ich mich«, erklärte der Bürgermeister. »Ich sage dem Einsarger Bescheid.«
»Danke.«
»Er ist in seine eigene Falle getappt«, murmelte Marek. »Ich konnte es nicht verhindern. Stephan war eben zu unvorsichtig, da hat ihn der Pfeil getroffen.«
»Welch eine Falle?« wollte Suko wissen. Auch der Bürgermeister hörte noch gespannt zu.
»Für einen Vampir. Wir wollten Baron von Leppe fangen.«
»Den will ich auch«, sagte ich.
»Vielleicht ist er tot. Vielleicht gibt es ihn. Keiner kann etwas sagen, ich jedenfalls weiß es auch nicht. Wir haben einen Blutsauger erwischt. Von Leppe aber war es nicht. Der sieht anders aus, das weiß ich, weil ich Bilder von ihm gesehen habe. Sie hängen in einem Museum.«
»Und wer hat es hier getan?« fragte der Bürgermeister.
Suko gab die Antwort. »Außer von Leppe gibt es noch mehrere

Vampire. Unter anderem eine Frau und ein blutsaugendes Monstrum namens Vampiro-del-mar. Diese Frau und ihr Monstrum sind auf dem Weg nach Rumänien, das wissen wir. Und sie haben sich den Ort. Petrila als Ziel ausgesucht. Aber nicht nur das. Der Name Marek fiel ebenfalls. Die Frau, auch Lady X genannt, wird versuchen, hier in Rumänien einen Stützpunkt zu errichten, und es ist durchaus möglich, daß sie sich mit dem untoten Baron von Leppe in Verbindung setzt.«

»Aber Beweise haben Sie nicht?« fragte mich der Bürgermeister.

»Nein, leider.«

»Kann es auch anders sein?«

»Natürlich. Nur müssen wir beide Möglichkeiten in Betracht ziehen.«

Wir hatten vorgehabt, ins Haus zu gehen, doch nun standen wir draußen und blieben auch hier. Der Bürgermeister wandte sich ab, weil er sich um den toten Köhler kümmern wollte. Marek hatte den Wagen nicht abgeschlossen. Mirca öffnete die Tür und schaute hinein. »Er ist wirklich tot«, rief er mit zitternder Stimme.

»Ich sagte es doch«, murmelte Marek.

Suko hob die Schultern und ging auf und ab. Er schien schwere Gedanken zu wälzen. Nach einer Weile meinte er: »Am besten wäre es, wenn wir uns den Baron vornähmen. Wo können wir ihn finden, Frantisek?«

»Das weiß ich nicht.«

»Es muß doch eine Burg oder irgend etwas gegeben haben.«

»Sicher. Das Schloß der von Leppes existiert auch noch. Sogar der alte Privatfriedhof.«

»Und wo?«

»In den Bergen«, erklärte Marek meinem Freund und Kollegen.

»Da können wir ihn finden, aber der Weg ist weit. Mit dem Auto kommen wir da nicht hin. Die Wege sind sehr schmal. Wenn wir zu Fuß gehen, würde es sehr lange dauern.«

»Wir können fliegen«, sagte ich.

»Und wo kriegen wir ein Flugzeug her? Außerdem kann es am Schloß nicht landen.«

»Und ein Hubschrauber?« fragte ich.

»Das ginge, wenn wir einen hätten.«

»Wir haben ihn«, erklärte ich. »Nur wird uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung machen.«

»Das müßten wir eben riskieren«, meinte Suko. »Sonst sehe ich keine Chance. In Anbetracht dessen, was auf dem Spiel steht, sollte jeder von uns über seinen eigenen Schatten springen. Vor allen Dingen auch Jarek, der Pilot.«

»Das sage ihm mal.«

»Werde ich auch. Zudem wird er die Gegend hier sicherlich kennen, sonst hätte man ihn uns nicht mitgegeben.«

Das Argument war nicht von der Hand zu weisen. Ich beschloß, mit Jarek ein ernstes Wort zu reden. Suko bot sich an, ihn zu suchen, während Marek und ich zum Haus gingen.

Er führte mich sofort zu seiner toten Frau.

Nein, sie war nicht vergangen, sondern lag starr und mit einem friedlichen Gesichtsausdruck auf dem alten Sofa.

»So hat sie immer ausgesehen, wenn sie schlief«, flüsterte Frantisek Marek.

Ich nickte. Der Pfähler hatte seiner Frau die Hände auf dem Leib gefaltet. Wie zu einem letzten Gebet. Die starren Finger schienen aneinandergeleimt zu sein.

Ich sagte Marek noch einmal, wie leid es mir tat. Er schüttelte den Kopf. »John, ich hätte nicht anders gehandelt, wirklich. Viel schlimmer wäre es gewesen, wenn ich meiner Marie in dieser Situation gegenübergestanden hätte.«

»Und was hättest du getan?«

Marek überlegte eine Weile. Schließlich hob er die Schultern. »Ich glaube, John, ich hätte sie gepfählt. Ja, gepfählt, denn die Mareks pfählen Vampire. Ich hoffe, daß du die Dinge jetzt aus einer anderen Sicht siehst.«

»Danke, daß du mir nichts mehr nachträgst. Ich sah wirklich keine andere Möglichkeit.«

»Jetzt laß uns Marie mal für eine Weile vergessen«, sagte er mit leiser Stimme. »Weshalb genau seid ihr hergekommen, und wer ist diese geheimnisvolle Lady X?«

Ich erzählte es ihm und berichtete von der gefährlichen Mordliga, wobei Marek sich wieder an den Brief erinnerte, den ich ihm einmal geschrieben hatte.

»Dann gibt es sie immer noch?«

»Und wie«, erwiderte ich. »Die Mordliga wird auch nicht aufgeben, verlaß dich drauf.«

»Weißt du genau, daß sich Lady X hier aufhält?«

»Nein, Frantisek, das weiß ich nicht. Aber alle Anzeichen deuten darauf hin. Meiner Ansicht nach zeigte sich Lady X auch für die schreckliche Tat an deiner Frau verantwortlich.«

»Du hast doch von einem Monstrum gesprochen.«

»Vampiro-del-mar!« Ich lachte auf. »Sicherlich, er kann auch dabei sein. Die beiden kleben fast immer zusammen. Gesehen habe ich ihn allerdings nicht in Cornwall, wo das alles praktisch begann. Nur seine Diener, die roten Vampire.«

»Die kenne ich nicht.«

»Sei froh, daß sie hier nicht aufgetaucht sind«, erwiderte ich. »Es sind gewaltige Fledermäuse, sie haben eine rote Haut, und sie saugen das Blut der Menschen. Man hat sie auf Vernichtung programmiert.«

Wir hörten draußen Stimmen. Da stritten sich zwei Männer. Es waren Suko und Jarek.

Rasch war ich an der Tür. Vor dem Haus blieben die beiden stehen. »Nein, nein«, sagte Jarek. »Ich kann es nicht riskieren, jetzt zu fliegen. Wir jagen gegen einen Berg.«

»Aber Sie kennen die Gegend«, hielt Suko ihm vor.

»Trotzdem.«

»Die Burg liegt höher als Petrila. Vielleicht ist der Nebel dort nicht so dicht. Einen Versuch könnten wir wagen. Sie sind doch ein ausgezeichneter Pilot. Auch während eines Manövers ist das Wetter nicht immer ideal, wie ich annehme.«

»Sie haben eine ausgezeichnete Art, einen Menschen zu überzeugen«, sagte Jarek.

»Das muß man als Polizist.«

Jarek drehte sich um. Er ging ein paar Schritte zur Seite, während Suko mir einen hilflosen Blick zuwarf. Er hatte den Mann anscheinend nicht überzeugen können.

Der Pilot ging im Kreis. Er kämpfte mit sich. Innerlich focht er eine harte Auseinandersetzung aus. Hin und wieder schaute er nach oben, obwohl er, da nichts sehen konnte, weil der Nebel zu dicht lag.

Es war ein Risiko, den Flug bei Dunkelheit und Nebel anzutreten.

Eigentlich schon Selbstmord. Und doch mußten wir es meiner Ansicht nach wagen. Wenn Lady X erst einmal durchdrehte und ihr Vampiro-del-mar noch dabei half, war alles verloren. Dann würden aus den Menschen in den verstreut liegenden Dörfern Vampire.

»Und wenn wir bis zum morgigen Tag warten?« drang die Stimme des Piloten aus dem Nebel.

»Das könnte zu spät sein«, sagte ich.

»Verdammt, ihr macht mich fertig!« schrie er plötzlich und trat mit dem Fuß auf.

»Wenn Sie sich nicht entscheiden können, überlassen Sie uns den Hubschrauber«, sagte ich hart.

Er kam vor und stierte mich an. »Sie wollen fliegen?«

»Ja, ich.«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, verdammt, Sie werden nicht fliegen.« Er bewegte seinen rechten Arm in einem Halbkreis.

»Keiner von euch wird sich hinter den Steuerknüppel setzen, verstanden?«

»Klar, aber wir müssen zum Schloß.«

»Ich mache es. Ich bringe euch hin.« Seine Worte unterstrich er durch ein heftiges Nicken.

Ich schaute Suko an, er mich. Mein Freund und Kollege lächelte.

»Okay, John, dann wollen wir.«

»Und ich komme mit«, erklärte Marek mit düsterer Stimme. »Baron

von Leppe ist mir noch einiges schuldig…«

***

Es war ein Friedhof, wie er gruseliger nicht sein konnte. Er war an einen Hang gebaut, die Gräber lagen schief, und nur in Höhe der Ruine befanden sie sich waagerecht.

Schwarz und düster stiegen die alten Mauern in den nebelverhangenen Himmel. Eine gespenstische Stille lag über dem Gräberfeld. Die alten kantigen Grabsteine waren längst verwittert.

Grabplatten glänzten feucht und waren mit Efeu und anderen Bodengewächsen überwuchert.

Hin und wieder strich ein schwarzer Vogel wie der Bote eines drohenden Unheils über den Friedhof.

Vom Schloß her wehte der Wind. Er brachte den Nebel in Bewegung, ließ die Schwaden tanzen und wallen, die lautlos über den verwilderten Totenacker krochen und sich ausbreiteten.

Niemand besuchte diesen Friedhof. Den Menschen war er zu unheimlich, zu gespenstisch. Blutige Legenden rankten sich um diesen Flecken Erde. Das Geschlecht der von Leppes hatte es hart und rauh während ihrer Herrschaft getrieben. Sie hatten die Bergbauern terrorisiert, und wer gegen die Leibeigenschaft aufmuckte, wurde auf grausame Weise gefoltert und umgebracht.

Wie es hieß, sollten die von Leppes auch Kontakt mit dem berühmten Vlad Dracula gehabt und von ihm viel gelernt haben. Da war es praktisch eine Folge, daß man dem letzten Baron von Leppe das Vampirsein andichtete. Ob dem auch so war, konnte niemand genau sagen, jedenfalls hatte keiner gesehen, wie von Leppe beerdigt worden war. Irgendwann hieß es, er wäre gestorben, mehr nicht.

Nur besonders Mutige trauten sich später in die Nähe des düsteren Schlosses, um auch das Grab zu sehen, in dem von Leppe hauste. Es war eine Gruft. Sie besaß eine schwere Steinplatte, die man in die Höhe hieven mußte.

Niemand hatte sich getraut.

Der Baron von Leppe wurde zwar vergessen, aber nie völlig aus dem Gedächtnis gestrichen. Hinzu kam, daß ein anderer Vampir für Angst und Schrecken sorgte.

Kalurac.

Der war auch vernichtet, so blieb eigentlich nur die Erinnerung an den Vampir-Baron.

Ob er es war, der nachts durch die Wälder geisterte und in die Täler hinabstieg, das wußte niemand zu sagen, und der unheimliche Totenacker schwieg…

***

Wir waren gestartet.

Noch jetzt klangen mir die Flüche des Piloten in den Ohren, die er uns entgegengeschickt hatte. Er war ungeheuer sauer, verständlich, wie ich meine, aber wir konnten schlecht zurück, denn wir befanden uns in der dicken Nebelsuppe.

Natürlich achtete jeder von uns auf irgendwelche Hindernisse, die wir erst im letzten Moment sahen. Da wurden aus den Wäldern gefährliche Schatten, die überflogen werden mußten, und der Hubschrauber gewann von Minute zu Minute mehr an Höhe.

Es wurde auch kälter.

Wir sahen den ersten Schnee. Im Grau des Nebels schimmerte er als heller weißer Flecken.

Aber wir hatten auch Glück. In dieser großen Höhe, wo es auch ziemlich kalt war, da löste sich der Nebel allmählich auf. Zahlreiche Bergspitzen lagen sogar frei, und zum ersten Mal seit dem Start atmeten wir richtig auf.

Sogar Jarek.

»Manchmal hat man wirklich Glück«, stöhnte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Es war ein wunderschönes Bild, das wir aus luftiger Höhe präsentiert bekamen.

Über uns war der Himmel klar. Wir konnten einen vollen Mond sehen und zahlreiche Sterne. Die oberen Nebelschichten erinnerten mich an dünne Wattebäusche, die jemand in die Länge gezogen hatte. Aus ihnen stachen die Spitzen der Berge beinahe vorwitzig heraus. Sie alle trugen weiße Hauben, und wir flogen darüber hinweg.

»Ein tolles Bild«, sagte auch Suko.

Da konnte ich nur zustimmen.

Während der Pilot flog, vergaß er auch nicht, auf die Karte zu schauen. Er hatte die Burg zwar nie besichtigt, doch während eines Manövers schon einmal überflogen. Zudem stand Frantisek Marek ihm mit Rat und Tat zur Seite.

Die beiden redeten über den Kurs.

Suko und ich suchten inzwischen den Himmel ab, da wir auch an die roten Vampire dachten. Wenn Vampiro-del-mar sie mitgebracht hatte, würden sie uns vielleicht den Weg weisen.

Nein, der Himmel war klar. Im Licht der Sterne hätten wir jede Kontur erkennen können. Von den gewaltigen, roten Blutsaugern sahen wir nicht den Zipfel einer Schwinge.

Marek und der Pilot sprachen weiterhin aufeinander ein. Dann nickte Jarek heftig. Er hatte verstanden. Marek drehte den Kopf. Er schaute uns mit müden Augen an und strich über seinen weißen Oberlippenbart. »Es wird nicht mehr lange dauern, dann haben wir das alte Schloß erreicht. Vielleicht ragen die Türme auch aus dem Nebel.«

»Gibt es mehrere davon?« fragte Suko.
»Zwei.«
»Was weiß man eigentlich von dem Baron?«
Der Pfähler hob die Schultern. »Nicht viel. Seine Gestalt und seine Taten verschwinden im Dunkel der Geschichte. Er war allerdings sehr, sehr grausam, das hat er mit Vlad Dracula gemeinsam gehabt. Allmählich habe ich das Gefühl, daß alle in Rumänien herrschenden Adeligen schlimm und grausam waren. Wir sind wirklich ein Land, das die Geschichte nicht verwöhnt hat.«
Ich nickte. »Hast du ihn schon gesehen, Frantisek?«
»Wenn du damit den Baron Viktor von Leppe meinst, dann muß ich dich enttäuschen. Bei mir beruht alles auf einer Annahme. Er könnte es gewesen sein, der meine Frau zum Vampir gemacht hat. Aber das ist alles viel zu vage.«
»Und der Vampir im Wald?«
Marek holte tief Luft. »Ich nehme an, daß es der Diener des Barons gewesen ist. Aus diesem Grunde gehe ich davon aus, daß der Baron ebenfalls noch als Untoter existiert.«
»Dann finden wir ihn hoffentlich auf seinem Schloß,« erklärte Suko.
»Das wünsche ich mir auch. Und ich werde ihn pfählen«, erklärte der alte Marek.
Dagegen hatten wir nichts. So konnten wir uns um Lady X kümmern, denn unserer Ansicht nach würden wir sicherlich auf sie und Vampiro-del-mar treffen. Zu deutlich waren die Spuren, die von Cornwall nach Rumänien geführt hatten.
»Da, die Burg!« Diesmal sprach der Pilot. Er hatte sie zuerst gesehen. Wir schauten an ihm vorbei und entdeckten ebenfalls die schwarzen Türme, die aus dem Nebel stachen.
Etwa zur Hälfte waren sie zu sehen, das Gemäuer selbst zeichnete sich nur schattenhaft unter der grauen Dunstwand ab, als wir sie überflogen. Der Pilot ging tiefer und drehte Kreise. Sogar einen Suchscheinwerfer schaltete er ein. Ein breiter, heller Strahl stach in die Tiefe. Auf den Boden malte er einen großen Kreis. Das bewies uns, daß der Nebel doch nicht so dicht war wie in Petrila.
»Da könnten wir doch landen«, sagte ich.
»Erst mal sehen.« Die Stimme unseres Piloten klang gepreßt. Er stand jetzt unter voller Konzentration. Für einen Moment bewegte sich die Maschine nicht, sie stand in der Luft, dann drückte sie Jarek langsam nach unten.
Sehr vorsichtig und behutsam ging er dabei zu Werke. Er wollte keinen Fehler machen und durfte sich auch keinen leisten, denn das hätte unser Ende bedeutet.
Wir sackten langsam in die Tiefe. Dann verschluckte uns der Nebel, und die Rotorblätter – verglichen mit einem gewaltigen Quirl –

wirbelten den Dunst durcheinander.

Ich schaute auf den breiten Lichtstrahl. Der Kreis vergrößerte sich, je tiefer wir flogen. Unter uns lag das alte Schloß, wir flogen zur Vorderseite.

Keiner sprach. Wir ließen den Piloten in Ruhe und zuckten nur zusammen, als die Kufen Bodenkontakt bekamen. Noch ein letzter Schub, und wir standen.

Das große Aufatmen begann. Zu beiden Seiten der Maschine quirlte der Nebel. Die Rotorblätter fielen zusammen, kurz nachdem Jarek den Motor ausgestellt hatte.

»Da wären wir«, sagte er und schnallte sich los, wobei er tief ausatmete.

Suko und ich klatschten in die Hände. »Das war eine Meisterleistung«, lobte ich.

»Halb so schlimm. Wir hatten einfach Glück, das ist alles. Wäre der Nebel dichter gewesen, hätte es schlimm ausgehen können, das kann ich Ihnen sagen.«

Wir glaubten es ihm.

Jarek verließ als erster die Maschine. Es folgte der Pfähler, dann kletterten Suko und ich hinaus.

Ja, hier war es kälter als in Petrila. Ich wunderte mich, daß es noch nicht schneite, an einigen Stellen jedoch sahen wir es weiß schimmern. Restschnee vergangener Tage.

Rechts von uns lag der Wald. Die Bäume standen dicht an dicht.

Sie schienen sich mit ihrem Wurzelwerk an dem Abhang festgekrallt zu haben und trotzten so den Stürmen, die oft in diesen Bergen tobten.

Gegenüber lagen die Mauern.

Sie waren in der Tat gewaltig. Riesige Steine hatte man aufeinandergesetzt. Die Burg mußte sehr alt sein, denn ich erkannte die typisch eckige, romanische Bauweise. Auf eine Burgmauer hatte man verzichten können. Wir sahen auch keine Rundbogenfenster, sondern in die Höhe gezogene Vierecke.

Über allem wallte der Nebel.

Wie mit langen Geisterfingern kroch er an der Außenmauer in die Höhe. Der Stein glänzte feucht. Efeu und wilder Wein rankte an ihm hoch. Die Pflanzen klammerten sich an dem Mauerwerk so hart fest, als wollten sie es stützen.

Viel war von der Burg nicht zu erkennen. Bereits die Hälfte der Fenster verschwamm im Nebel.

Aus einem löste sich ein schmaler Schatten. Krächzend flog der Rabe über unsere Köpfe hinweg und verschwand talabwärts.

Es war still geworden. Nur die Lederkleidung des Piloten scheuerte, wenn der Mann sich bewegte.

»Jetzt brauchen wir noch den Friedhof«, sagte ich und schaute Marek

dabei an.
Der Pfähler nickte. »Kommt mit.«
»Und ich?« rief Jarek. »Soll ich wieder am Hubschrauber bleiben?«
»Es wäre das beste«, murmelte ich und wurde gleichzeitig nachdenklich. Wenn Lady X und Vampiro-del-mar auftauchten, dann war der Pilot für sie eine ideale Beute. Unbewacht konnten wir den Hubschrauber auch nicht lassen, deshalb gab ich ihm meine Beretta und riet ihm, in der Maschine zu warten.
»Und warum dort?«
»Weil sie da ziemlich sicher sind und sofort starten können, falls Gefahr im Anmarsch ist.«
»Richtig, aber was machen Sie dann?«
»Wir wissen uns schon zu helfen.«
»Und was soll ich mit der Pistole?«
»Ich habe sie mit geweihten Silberkugeln geladen. Sie können sie gegen Vampire einsetzen.«
Jarek grinste. »Das lobe ich mir. Wenn ich welche sehe, werde ich schießen.« Er grinste.
»Das müssen Sie sogar«, sagte ich. »Eine Uhrzeit können Sie nicht angeben?« fragte Jarek.
»Nein, aber wir werden uns beeilen.« Er lachte. »Dann pfählen Sie wohl, Sinclair!« rief er uns nach, als wir gingen.
Ich drehte mich noch mal um. »Sie sollten das nicht als Spaß auffassen, Jarek. Es ist keiner. Wirklich nicht…«

***

Der Friedhof hatte so seine Tücken.
Nicht daß Grabsteine im Weg standen, dies nahm man bei einem Friedhof hin, aber er war am Hang angelegt worden und man hatte, um Platz zu schaffen, damals Bäume gerodet.
Die Burg konnten wir nicht mehr sehen. Höchstens noch als dunklen Schatten hinter der Nebelwand.
Am Rand des Friedhofs blieben wir stehen. Die unheimliche Atmosphäre war überall zu spüren, wir tankten sie förmlich in uns auf. Da war der Nebel, die gespenstisch anmutenden Grabsteine, die schief im Boden steckten, das Laub auf dem Boden, die weiche Erde, hier und da ein paar schmutzige Schneeflocken, und am Rand des Friedhofs standen Bäume mit ihren kahlen, oft krummen Ästen, die sich wie die Fäden eines zerstörten Spinnennetzes über die Gräber legten.
Ich wurde an den Friedhof der Verfluchten erinnert, als ich auf diesen Totenacker schaute. Damals hatte ich ähnliche Gefühle gehegt, nur kamen hier keine Zombies aus den Gräbern. [3]
»Gehen wir?« fragte Marek.

»Klar.« Ich nickte. »Aber wo befindet sich das Grab oder die Gruft des Vampir-Barons?«

»Rechts von hier. Man hat ihn nahe der Schloßmauer beerdigt. Das Grab liegt nicht schief im Boden.«

»Dann komm.«

Hintereinander schritten wir. Unsere Füße sanken in das weiche Erdreich ein. Schon bald klebte das feuchte Laub an unseren Schu hen und auch an den Hosenbeinen.

Wir selbst wirkten wie Geister, weil die grauen Nebelschwaden uns umhüllten.

Suko hatte seine Taschenlampe eingeschaltet. Sie gab zwar nicht viel Licht, aber war besser als nichts.

Wege existierten auf diesem Totenacker längst nicht mehr. Man konnte den Friedhof als ein Ganzes bezeichnen, nur unterbrochen von den aus dem Boden ragenden Grabsteinen, die an breite Stummelfinger erinnerten.

Kreuze gab es nicht.

Wir hatten etwa zehn Grabsteine passiert und näherten uns bereits wieder der Schloßmauer, als ich Marek auf dieses Phänomen aufmerksam machte.

»Hast du schon mal auf einem schwarzmagischen Friedhof Kreuze gesehen?« fragte er.

»So wollte ich das nicht gemeint haben. Hier liegen doch nicht nur Vampire begraben, sondern auch normale Tote.«

»Aus der Sippe des Barons.«

»Dann können alle zu Vampiren geworden sein.«

»Vielleicht.« Er blieb stehen und holte tief Luft. »Ich weiß einfach zu wenig. Die Geschichte hat über Baron Viktor von Leppe den Mantel des Schweigens gebreitet.«

Suko war schon vorgegangen. Er konnte bereits die Schloßmauer sehen, die sich als kompakter, düsterer Schatten aus dem Nebel schälte. »Hier muß das Grab sein«, sagte er.

Marek und ich beschleunigten unsere Schritte. Suko ging ein wenig zur Seite. Er blieb so stehen, daß der helle Finger seiner Lampe auf die Grabplatte fallen konnte.

Von der ursprünglichen Farbe des Gesteins war nicht mehr viel zu erkennen. Wo es vom Lichtschein getroffen wurde, schimmerte es grünlich. In den kleinen Ritzen hatte sich das dichte Moos festgesetzt, und auch die Schrift war nicht mehr zu entziffern.

Marek holte ein Taschenmesser hervor, ging in die Knie und kratzte mit der Klinge soviel an Moos zur Seite, daß wir wenigstens den Namen lesen konnten.

Da stand genau das geschrieben, was wir erwartet hatten.

BARON VIKTOR VON LEPPE.

»Hier drunter muß er liegen«, sagte Marek mit leiser Stimme und klopfte auf die schwere Grabplatte.

»Oder auch nicht«, sagte Suko trocken. »Wir werden es feststellen. Können wir das Ding anheben?« Er schaute mich dabei fragend an und überreichte Marek die Lampe.

»Ein Versuch lohnt sich.« Ich bückte mich bereits. Einen Ring hatten wir ebenfalls entdeckt. Er bestand aus Metall und befand sich über der eingemeißelten Schrift.

Zum Glück war er so groß, daß Suko und ich ihn gemeinsam anfassen konnten.

»Fertig?« Ich schaute meinen Partner an.

Der Chinese nickte nur.

»Dann los!«

Merkwürdig leicht und einfach ließ sich die Steinplatte in die Höhe hieven. Wir strengten uns zwar noch immer an, aber weil wir es beim ersten Versuch schon schafften, bewies es uns, daß die Platte bewegt worden war. Als sie hochkant stand, drückten wir noch ein wenig dagegen und ließen sie dann kippen.

Mit einem dumpfen Geräusch schlug sie auf.

Marek gab Suko die Lampe. Der leuchtete in die vor uns liegende finstere Gruft, schwenkte den Strahl, und wir sahen zur gleichen Zeit, was im Innern der Gruft stand.

Es war ein Steinsarg!

In ihm hatte man vor langer Zeit den Baron Viktor von Leppe begraben. In diesem Fall jedoch lag er nicht mehr in seinem Sarg, denn der schwere Deckel war verschoben worden und ließ die Hälfte des Sarginnern frei.

»Er ist weg!« flüsterte Marek. »Er ist weg. Verdammt, ich hatte doch recht. Baron Viktor von Leppe ist ein Vampir…«

***

Ein leerer Sarg, eine verlassene Gruft – wo konnte der Vampir stecken? Hielt er sich im Schloß verborgen, geisterte er durch den Wald oder über den Friedhof?

Niemand von uns konnte darauf eine Antwort geben. Auf jeden Fall stellte Baron von Leppe eine große Gefahr für die Menschen dar. Niemand konnte das Gegenteil behaupten, und wir mußten zusehen, daß wir ihn so rasch wie möglich stellten.

Ich erinnerte Marek wieder an das Lachen, das er im Wald gehört hatte. »Ja, John, was meinst du damit?«

»Ist es möglich, daß der Vampir die Strecke in einer so kurzen Zeit schafft und sich unter Umständen hier auf dem Friedhof versteckt hält?«

»Eigentlich nicht«, gab Marek zu. »Es sei denn, er besitzt die Gabe

und verwandelt sich in eine Fledermaus.«

Die Idee war gut. Ich lächelte. »Bravo, das kann die Lösung sein, Frantisek.«

Suko schob mich zur Seite und trat bis dicht an den Rand der Gruft. Bevor ich eine Frage stellen konnte, sagte er schon: »Ich möchte mich da unten gern mal näher umschauen.«

Das hatte ich eigentlich vorgehabt, doch Suko war schneller gewesen, und ich nickte.

Der Chinese ging in die Knie, federte noch ein wenig nach und stieß sich ab.

Es war keine sehr große Distanz, die er springend zurücklegen mußte. Er landete unangefochten vor dem Fußende des Sargs und zog beim Gehen unwillkürlich den Kopf ein.

Neben dem Steinsarg blieb er stehen. Die Lampe hatte er mitgenommen. Er leuchtete noch einmal in den Sarkophag hinein und schüttelte den Kopf. »Nichts zu machen, John. Wir können ihn nicht herbeizaubern.«

»Dann komm wieder hoch, Alter.«

»Augenblick noch.« Sukos Stimme klang hohl. Er trat vom Sarg weg und leuchtete in die Runde, da er die Gruft genauer untersuchen wollte. Er blieb nicht in unserem Blickfeld, tauchte in den Hintergrund der Gruft, und wir sahen ihn nicht mehr, sondern nur den hellen Schein, der über den Boden wanderte, wenn der Inspektor sich bewegte.

»John!« Seine Stimme klang noch dumpfer als zuvor. »Hier ist eine offene Stelle. Dahinter liegt ein Gang.«

Ich kniete mich ebenfalls und reckte meinen Kopf vor. »Kannst du erkennen, wo er hinführt?« In meinen Worten schwang die Spannung mit.

»Nein, eigentlich nicht. Aber er müßte, wenn man der Richtung glauben darf, in oder unter das Schloß führen.«

Ich blickte Frantisek Marek von unten her fragend an. Der Pfähler nickte. Demnach konnte Suko mit seiner Vermutung genau richtig liegen.

»Ich werde den Gang untersuchen«, erklärte er, »und gehe ihn mal durch.«

»Aber gib acht.«

»Klar. Wir könnten uns ja im Schloß treffen oder wieder auf dem Friedhof, wenn ich zurückkehre.«

»Mal sehen.« Danach hörte ich von Suko nichts mehr, und ich schraubte mich wieder in die Höhe. »Wußtest du davon?«

Marek schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe die Gruft auch nie von innen gesehen. Nur eben heute.«

Als seine Worte ausgeklungen waren, herrschte wieder Stille. Sie

umgab uns wie ein Mantel. Irgendwie war sie bedrückend. Wenn man in einem normalen Raum steht, dann fällt es nicht so auf, aber hier auf diesem Friedhof konnte man schon ein komisches Gefühl bekommen.

»Der Baron muß eine große Verwandtschaft gehabt haben«, bemerkte ich und deutete in die Runde.

»Das hatte er auch.« Marek folgte meinem ausgestreckten Arm.

Ich hatte mich bereits wieder halb abgewandt, als der Pfähler einen überraschten Ruf ausstieß.

»Verdammt, da ist er!«

»Wer?« fragte ich blödsinnigerweise, während ich herumkreiselte.

»Baron von Leppe!«

***

Er stand ungefähr da, wo die Grabsteine endeten und sich ein Filigran aus Zweigen und Ästen über eine kurze Distanz des Friedhofs ausbreitete. Ein Bild wie aus einem Gruselfilm. Selbst mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich es sah.

Da war einmal der Vampir. Dunkel gekleidet. Er trug keinen Umhang, wie der unselige Graf Dracula in seinen Filmen, allerdings eine Kleidung, die Ähnlichkeit mit einem pechschwarzen Frack aufwies. Vorn mußte die Jacke offenstehen, so genau konnten wir es nicht erkennen, aber wir sahen den weißen Fleck, der auf ein helles Hemd hinwies.

Das Gesicht schimmerte bleich durch die Nebelschwaden. Darüber sahen wir das helle, schon weiße Haar, das die Schädeldecke wie eine Wolke zu umrahmen schien.

Unbeweglich blieb er auf dem Fleck und beobachtete uns.

Neben mir atmete Marek heftig. Er knurrte fast, stand unter einem ungeheuren Streß, und er umklammerte den Eichenpfahl wie ein Ertrinkender den Rettungsanker.

Marek wollte Rache nehmen.

Durch nichts ließ er sich davon abhalten. Bevor ich es verhindern konnte, stürzte er schon vor. Er rannte in mächtigen Sätzen auf den Baron zu, den rechten Arm hielt er hoch, die Spitze des Pfahls zeigte in die Richtung des Unheimlichen, den Marek mit einem gewaltigen Stoß durch die Brust des Blutsaugers treiben wollte.

»Bleib hier!« rief ich.

Marek hörte nicht. Wie von Sinnen war er, und aus seinem Mund löste sich ein irrer Schrei, als er vom Nebel verschluckt wurde.

»Mörder!« brüllte er. »Verdammte Bestie, ich stoße dir das Herz aus dem Leib, du dreckiger… aaahhh …«

Seine Worte brachen ab. Ein gurgelnder Schrei folgte.

Ich war natürlich nicht stehengeblieben, hatte mich auf Mareks Fersen gesetzt, sah noch, wie er während des Schreis mit den Armen

ruderte und plötzlich verschwand, als hätte ihn eine unheimliche Kraft in die Erde gerissen.

Den Aufprall hörte ich nicht, doch das Verschwinden des Pfählers warnte mich, ich wurde vorsichtig und reduzierte mein Tempo um die Hälfte. Nach wenigen Sekunden entdeckte ich das, was dem armen Marek zum Verhängnis geworden war.

Ein offenes Grab.

Er war nicht nur dort hineingefallen, sondern auch in den deckellosen Sarg, der das Grab ausfüllte.

Noch bevor ich das Grab erreicht hatte, hörte ich das höhnische Lachen, riß den Kopf wieder hoch und schaute dorthin, wo ich den Vampir beim erstenmal gesehen hatte.

Er stand nicht mehr dort.

Wie ein Spuk war er im Nebel untergetaucht!

Vor Wut ballte ich meine Linke. Die Rechte umklammerte den Griff der Bolzenwaffe. Sie hatte ich nicht einsetzen können, denn für einen sicheren Treffer war die Distanz zwischen dem Vampir und mir zu groß gewesen.

Etwas wußten wir.

Der Baron befand sich in der Nähe. Und er bewegte sich als Untoter durch das kleine Gräberfeld.

Das Stöhnen des alten Marek riß mich aus meinen Gedanken. Ich senkte den Blick, schaute in das Grab, sah Frantisek im Sarg liegen und bemerkte auch, daß er das linke Bein angezogen hatte und sich seinen Knöchel hielt.

»Kannst du dich aufstellen?« fragte ich.

»Weiß ich nicht. Verdammt«, er verzog das Gesicht, »die alten Knochen taugen nichts mehr. Am besten wird es sein, wenn ich mir selbst den Pfahl in die Brust ramme.«

»Kein Selbstmitleid jetzt!« fuhr ich ihn an. »Komm hoch, ich brauche dich noch!«

»Unsinn.«

Ich kniete längst und streckte ihm meine rechte Hand entgegen.

Dabei hatte ich den Blick angehoben, denn ich wollte die Gegend vor mir nicht aus den Augen lassen.

Dort blieb alles still. Nur die Nebelschwaden liefen ineinander und zogen in trägen Schleiern über den trostlosen Totenacker.

Marek ergriff meine Hand. Er stützte sich selbst noch mit dem gesunden Fuß ab und kletterte schließlich keuchend aus dem Grab.

Ich half ihm auf die Füße.

Als er auftrat und sein Gewicht auf den linken Fuß verlagerte, da stöhnte er.

»Scheiße!« sagte der Pfähler. »Der macht es nicht mehr so, wie ich will, John.«

»Schaffst du es bis zum Hubschrauber?«
»Du willst mich aus dem Spiel lassen, wie?«
»Nicht gern, Frantisek, aber sieh doch selbst, dein Bein hält die Belastung nicht aus.«
Er verzog das Gesicht. Ich sah, daß er Schmerzen hatte. Auf seiner Stirn perlte Schweiß. »Gut, ich werde es versuchen. Vielleicht schaffe ich es. Und wenn mir den Baron begegnet…«
»Um den kümmere ich mich.«
Marek stützte sich an einem Grabstein ab, damit er sein Bein nicht so zu belasten brauchte. »Du willst dich um ihn kümmern, John? Verdammt, nimmst du mir alles weg?«
»Denk doch nach, Frantisek!« sprach ich mit beschwörender Stimme. »Der Vampir ist beweglich, du bist es nicht mehr. Aber du wirst es wieder. Leider mußt du noch ein paar Wochen warten, bis die Sache geregelt ist. Und jetzt…«
Schüsse!
Die Echos klangen über den Friedhof und rissen mir die nächsten Worte von den Lippen.
Ich stand für einen Moment regungslos. Zweimal war geschossen worden, und am Klang hatte ich die Beretta erkannt.
Meine Waffe.
Suko trug ebenfalls eine. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder hatte er geschossen oder der Pilot.
»Soll ich immer noch zum Hubschrauber laufen?« erkundigte sich der alte Marek.
»Nein, das erledige ich!« Nach dieser Antwort traf mich der dünne Eisregen.

***

Der Pilot schaute den Männern so lange nach, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Der Nebel legte sich wie ein graues Band zwischen ihn und den Fremden.
Jarek hatte auch das Gefühl, als wäre die Suppe in den letzten Minuten dichter geworden. Aus den Tälern schien der Dunst immer mehr Nachschub zu bekommen.
Sinclair hatte ihm gesagt, im Hubschrauber wäre er sicherer. Das mochte richtig sein, aber Jarek wollte in der Maschine nicht rauchen.
Das mußte er draußen machen, und so blieb er erst einmal vor dem Hubschrauber stehen, holte eine Schachtel aus der Tasche und klopfte ein filterloses Stäbchen hervor.
Mit einem alten Sturmfeuerzeug zündete er es an. Die Flamme tanzte vor seinem Gesicht. Er saugte den Rauch tief in die Lungen und ließ ihn durch die Nase wieder ausströmen. Rauch und Nebel vermischten sich und krochen schleichend das uralte Gemäuer des Schlosses hoch.

Hin und wieder drehte Jarek den Kopf. Da konnte einem schon anders werden, wenn man diesen Bau sah. Er war zwar Soldat, aber auch ein Kind des Landes. Und er erinnerte sich noch genau, wenn seine Großeltern von den unheimlichen Blutsaugern erzählten, die die Berge und Wälder Transsylvaniens unsicher machten.

Er selbst stammte aus Bukarest. Als Kind hatte er sich bei diesen Geschichten gefürchtet, als Halbwüchsiger darüber gelacht und sie als Soldat vergessen.

Bis er an diesem Tage wieder daran erinnert wurde. Und zwar drastisch.

Noch einen letzten Zug nahm er aus der Zigarette, warf sie dann zu Boden und trat die Kippe aus. Danach öffnete er den Einstieg des Hubschraubers und klemmte sich hinter das Steuer, wo er sitzenblieb und durch die breite, gebogene Frontscheibe in den Nebel starrte.

Er dachte an die drei Männer, die den Friedhof untersuchten. Ob sie den Vampir fanden?

Gesehen hatte er noch keinen, und er wollte auch nicht so recht daran glauben.

Die Beretta hatte er in die rechte Seitentasche gesteckt. Nun holte er sie hervor und schaute sie an. Das Modell kannte er nur von Bildern her. Selbst hatte er mit so einer Waffe noch nicht geschossen, aber sie lag gut in der Hand.

Wenn die Vampire kamen, dann…

Jarek lachte auf. Jetzt rechnete er selbst schon damit. Bisher hatte er keinen Blutsauger gesehen, aber er wunderte sich plötzlich darüber, daß seine Vorgesetzten so voll darauf abgefahren waren.

Die Stille war absolut. Er hörte tatsächlich kein Geräusch und kam sich vor wie in einem Gefängnis aus Metall und Glas. Der Nebel war lautlos. Er bestand für ihn aus zahlreichen grauen, schleierartigen Armen, die sich dem Hubschrauber entgegenstreckten und ihn einhüllten. Irgendwie gefiel ihm das nicht. So im Hubschrauber sitzend, da kam er sich wehrlos vor, der Nebel lag fast undurchdringlich vor ihm, da konnte sich jemand anschleichen, ohne gesehen zu werden.

Und dann sah er noch etwas.

Zuerst glaubte er an eine Täuschung, weil er gleichzeitig noch ein seltsames Prasseln hörte. Als der Pilot aufschaute, fielen ihm die langen Bahnen auf, die ineinander übergingen und vom Himmel strömten.

Es war Schnee. Oder Eisregen.

Auch das noch.

Als erfahrener Pilot wußte Jarek genau, daß ihm dieses gefrorene Wasser gefährlich werden konnte. Wenn Eisregen fiel, dann war es leicht möglich, daß der Rotor vereiste, so daß sie hier überhaupt nicht

wegkamen.

Vampire hin, Vampire her, die Sicherheit war jetzt wichtiger, und der Pilot entschloß sich innerhalb von Sekunden. Er rammte den Ausstieg auf, steckte die Waffe weg und verließ die Kanzel.

Fein war der kalte Regen, der auf ihn niederströmte. Er spürte die Tropfen kaum, so winzig waren sie. Aber sein Gesicht glänzte bald vor Nässe. Er hatte erst wenige Schritte hinter sich, als ihm etwas auffiel und er ruckartig stehenblieb.

Der Pilot hatte aus den Augenwinkeln bemerkt, daß sich in der Schloßmauer etwas bewegte.

Sofort blieb er stehen.

Jetzt hatte der Wind ein wenig gedreht, der dünne Schnee fiel von der Seite. Zusammen mit dem Nebel machte er den Vorhang noch dichter, und Jarek mußte näher an die Schloßmauer herangehen, um mehr zu erkennen.

Nein, das war keine Täuschung!

Und da hatte sich auch nicht die Mauer bewegt, sondern ein Teil in der Mauer.

Die Tür.

Oder das Eingangstor!

Tief holte er Luft. Plötzlich fühlte er sich in einen Horrorfilm versetzt, denn an seine Ohren drang das nevenzerfetzende Knarren einer sich öffnenden Tür.

Da kam jemand.

Und zwar aus dem Schloß!

Bisher hatte der Mann geglaubt, das Schloß wäre unbewohnt. Nun aber mußte er umdenken, und das gefiel ihm überhaupt nicht. Er schluckte ein paarmal. Noch konnte er nichts Genaues erkennen, weil die Tür bisher nur einen Spalt weit aufgeschoben worden war, dann aber lauter knarrte und weiter vorgestoßen wurde.

Da kam jemand.

Automatisch bewegte der Mann seine Beine. Er ging zurück und sah zu, daß er in die Nähe seines Hubschraubers gelangte, dort fühlte er sich am sichersten.

Eine heftige Bewegung vor ihm im Nebel! Wuchtig wurde die Tür nach außen gedrückt und sogar hart gestoßen. Eine Sperre hielt sie, deshalb wuchtete sie auch nicht gegen die Mauer, sie zitterte nur nach.

Die Öffnung allerdings reichte aus, um in das Innere der Burg hineinzuschauen.

Wie es dort aussah, konnte der Pilot im Nebel nicht erkennen.

Aber er sah jemand auf der Schwelle.

Eine Frau!

Und sie trug eine Maschinenpistole…

Lady X!

***

Mit allem hätte Jarek gerechnet, nur nicht mit dem Auftauchen einer Frau. Oder sollte er sich getäuscht haben? Mit dem Handrücken wischte er über seine Augen, er sorgte dafür, daß die Nässe verschwand und er wieder klar sehen konnte.

Das Bild blieb.

Da stand ein Weib.

Plötzlich fielen ihm wieder die warnenden Worte des Engländers ein. Hatte der nicht von einer Frau gesprochen, die eine Blutsaugerin sein sollte? Sein Herz schlug plötzlich schneller, als er daran dachte. Natürlich, diese Gestalt mußte die Vampirin sein, die gejagt wurde.

Als ihm das bewußt geworden war, bekam er es doch mit der Angst zu tun. Und er hoffte, daß die andere ihn noch nicht gesehen hatte. Vielleicht gelang es ihm noch, sich bis an den Hubschrauber zurückzuziehen und schnell einzusteigen.

So mußte er es machen und nicht anders.

Er glitt nach hinten.

Schritt für Schritt löste er sich von seinem Standort, brachte mehr Nebel zwischen sich und die Frau, so daß die Gestalt immer stärker verwischte.

Er winkelte seinen rechten Arm an. Die Hand streifte die Außenseite der Tasche. Er fühlte den Druck und das Gewicht der Waffe. Irgendwie war er beruhigt.

Ein schneller Blick über die Schulter bewies ihm, daß der Hubschrauber nicht mehr weit entfernt war. Einige wenige Schritte, dann hatte er es geschafft.

Da traf ihn die kalte, harte und unpersönlich klingende Stimme der unheimlichen Frau. »Bleib stehen!«

Damit hatte er nicht gerechnet. Der Pilot duckte sich, als hätte er einen Peitschenschlag bekommen. Für einen Moment flutete Panik in ihm hoch. War alles umsonst?

Er dachte an die Maschine. Sie stand nur wenige Schritte hinter ihm. Die mußte doch zu erreichen sein.

Und er hatte noch die Waffe. Aber die Frau besaß eine Maschinenpistole. Damit war sie immer besser und schneller.

Es war verdammt schwer, eine Entscheidung zu treffen. Ihm standen Sekunden zur Verfügung, mehr nicht, aber die Zeit kam ihm vor, als wäre sie um das Dreifache verlängert worden, und er würde dies alles wie in einem schlechten Film erleben.

Man hatte ihm eingepaukt, schnell und unkonventionell zu handeln. Das machte schließlich den Soldaten aus. Eine Gefahr erkennen und sich sofort entscheiden.

Der Pilot wunderte sich selbst über die Gedanken, die in seinem Gehirn förmlich explodierten. Wenn es um das eigene Leben ging, dann fing man an zu überlegen und pfiff auf Drill und Gehorsam.

Trotzdem machte er es wie im Training bei der Armee. Er tauchte zu Boden, überrollte sich und zog in der Bewegung die Beretta. Sie verhakte sich zu allem Unglück noch in der Klappe der Jackentasche. Jarek fluchte, sein Gesicht verzerrte sich, schließlich bekam er die Waffe hervor und legte an.

Er schoß zweimal auf die Gestalt.

Zum Präzisionsschützen war er nie ausgebildet worden. Hinzu kam der Nebel und der dünn fallende Schnee, der das Ziel zusätzlich noch verwischte. Als Jarek beim zweitenmal abdrückte, da wußte er schon, daß er keinen Erfolg errungen hatte.

Die Kugeln fehlten.

Und die fremde Person hatte nicht geschossen. Sie stand noch immer in dem düsteren Türrechteck, hob sich als eine geisterhafte Gestalt ab, und hinter ihr, da leuchtete der schwache Schein einer in der Wand befestigten Fackel.

Er sprang auf.

Es war ihm noch gelungen, sich in die Nähe des Hubschraubers zu rollen. Jetzt brauchte er nur einzusteigen. Mit der freien Hand schlug er nach dem Einstiegsgriff, riß die Luke auf und stemmte seinen Fuß in die Höhe.

Er wollte weg.

Da erst setzte sich die Vampirin in Bewegung. Einen Schritt genau trat sie vor. Ein kurzes Anheben der Maschinenpistole, das kalte Lächeln auf den Lippen, dann schoß sie.

Vor der Mündung flackerte es auf. Das Todesleuchten. Vier Schüsse knatterten, wobei Lady X diesmal nicht mit Silberkugeln schoß, sondern mit normalen.

Und sie trafen.

Jarek befand sich noch in der Bewegung. Er hatte erst einen Teil seines Oberkörpers in den Hubschrauber hineingedrückt und stieß sich soeben ab, als ihn die Garbe nach vorn wuchtete.

Im Rücken spürte er die harten Einschläge. Er wollte noch schreien, als der Schmerz ihn wie eine gewaltige Woge überschwemmte und mit sich riß.

Blut sprudelte aus seinem Mund. Das Innere des Hubschraubers verzerrte sich für ihn, da stimmte die Perspektive nicht mehr, da war alles anders, und plötzlich erschien der Schacht, der ihn hineinriß in das düstere Loch des Todes.

Regungslos blieb er liegen.

Er hörte auch nicht das Lachen, das die Vampirin ausstieß. Sie wollte weiter und den Hubschrauber besetzen, als sie ein Geräusch hörte und

innehielt.
Da kam jemand.
Lady X schwang herum und mit ihr die Waffe!

***

Es war ein feiner Eisregen, der mein Gesicht traf. Als hätten die Wolken ihre Schleusen geöffnet, so kam er mir vor. Feine Nadeln stachen in mein Gesicht, blieben für einen Moment an der Haut kleben, bevor sie wegtauten.
Ich hatte Angst.
Bisher war es uns gelungen, die Ereignisse hier in dieser unheimlichen Ecke im Griff zu behalten. Seit dem Aufklingen der Schüsse aber dachte ich anders darüber.
Andere hatten die Initiative übernommen. Ich hoffte nach wie vor, daß es Suko gewesen war, der sich da gegen irgendwelche Gegner zur Wehr setzte, aber sicher war ich nicht.
Dann vernahm ich das Rattern.
Auch ein bekanntes Geräusch. Es entsteht, wenn jemand mit einer MPi schießt. Wir hatten eine solche Waffe nicht mitgenommen, aber ich kannte jemand, der sich immer darauf verließ. Es war meine besondere Freundin, Lady X!
Dann befand sie sich doch hier. Obwohl ich sie in der Nähe noch nicht gesehen hatte, war ich mir sicher, daß es nur sie gewesen sein konnte, die geschossen hatte.
Sie mußte am Schloß lauern.
Die Sicht war durch Schnee und Dunkelheit nicht besser geworden. Zudem befanden wir uns jetzt in den Wolken. Weder Mond noch Sterne gaben Licht.
Den Friedhof hatte ich hinter mir gelassen. Geduckt bewegte ich mich auf die Schloßmauer zu, denn in ihrem Schatten wollte ich weiterschleichen. Meine Bolzenpistole lag in der rechten Hand.
Links schabte ich mit der Schulter über die rauhe Mauer.
Schritt für Schritt kam ich voran. Meine Sichtperspektive wurde besser. Ich sah einen etwas helleren Schein. Er mußte aus dem Schloß fallen, denn er glitt vor dem Eingang flackernd über den Boden.
Dann entdeckte ich die Gestalt.
Sie löste sich dort, wo sich auch der Eingang befand, und dann hetzte sie im Zickzack auf den Hubschrauber zu. Sie schleuderte ihren Körper einmal nach links, dann wieder nach rechts. Es waren eigentlich Bewegungen, die ihren Laufrhythmus unterbrachen, ich verstand den Sinn nicht, bis ich es an der Hüfte aufblitzen sah.
Die Untote schoß.
Das Tack-tack der Maschinenpistole klang in meinem Ohren wie eine schlechte Musik. Die Blutsaugerin wollte mich mit einem Kugelhagel

zerstören. Zum Glück befand ich mich noch im Schatten der Mauer, so daß das Blei sein Ziel nicht fand. Aber es jaulte unangenehm nah an mir vorbei, hieb gegen die Steine und sirrte als Querschläger davon.

Ich mußte zu Boden. Auf der kalten Erde rollte ich mich weiter, kam wieder auf die Füße, schlug ebenfalls Haken und rannte auf den Hubschrauber zu.

Lady X, jetzt erkannte ich sie besser, war in die Maschine geklettert. Und sie hatte einen leblosen Körper hochgehievt, hielt ihn als Deckung vor sich, wobei sie sich auf den Ausstieg zubewegte.

Was hatte sie vor?

»Sinclair!« keuchte sie. »Sinclair, siehst du ihn, deinen Piloten?«

Sie lachte gellend.

Ich blieb nicht am Boden liegen, sondern duckte mich und schaute zur Maschine hin.

Schattenhaft waren die beiden Gestalten zu erkennen. Der Eisregen lag zwischen uns wie eine dünne Fahne. Ich hütete mich auch, ein Wort zu sagen und meinen Standort zu verraten, aber ich zuckte zusammen, als ich das Geräusch des startenden Motors vernahm.

Lady X wollte weg.

In meinem Innern schien etwas zu explodieren. Wenn sie flog, konnte sie sich nicht auf ihre Waffe konzentrieren. Dann mußte es mir gelingen, sie zu vernichten.

Die Rotorblätter hoben sich. Die Fliehkraft stellte sie waagerecht.

Sie wirbelten den dünnen Schneeregen und die Nebelwolken auseinander, und die gewaltige Maschine schüttelte sich.

Ein paar Meter trennten mich vom Hubschrauber.

Ich startete. Der Boden war glatt geworden, fast seifig, ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten, aber ich mußte es schaffen.

Sie hatte noch einen widerlichen Trick auf Lager, mit dem sie mich auch erwischte.

Als mich nur noch wenige Schritte vom Einstieg trennten, da sah ich im Einstieg den Schatten. Im ersten Augenblick dachte ich an Lady X und wollte schießen.

Die Hand mit der Bolzenpistole zuckte jäh zurück, als ich sah, wer es wirklich war.

Jarek, der Pilot.

In einem Anfall von Wut schleuderte ihn mir Lady X entgegen. Zu allem Unglück hatte sie noch Glück, daß ich auf dem seifigen Boden nicht so schnell wegkonnte und ausrutschte.

So traf mich der Körper.

Mit der Stirn schlug der Tote noch gegen meine Wange. Ich umklammerte ihn unbewußt, hatte meine Hände in seinen Rücken gepreßt und fühlte unter den Handflächen die Feuchtigkeit.

Sie war klebrig, und ich tippte auf das aus den Kugellöchern

strömende Blut.
Schon erfaßte mich der Sog. Ein Sog, der entsteht, wenn der Hubschrauber startet.
Die Rotorblätter standen jetzt waagerecht über dem Dach der Kanzel. Sie peitschten durch Regen und Nebel, die schwere Maschine hob ab, und ich hatte das Nachsehen.
Aber das wollte ich nicht, zum Henker.
Es war eine Trotzreaktion, die in mir hochstieg. Ich wuchtete den toten Körper von mir, sprang selbst auf die Füße, rutschte noch mal und bekam mit, wie ein gewaltiger Schatten aus Glas und Metall sich allmählich in die Höhe schob.
An den Einstieg kam ich nicht heran.
Aber an die Kufen.
Was mich dazu trieb, konnte ich nicht sagen. Während ich losrannte, steckte ich die Waffe weg, stieß mich ab, streckte meinen Körper und bekam die eiskalten Kufen zu packen.
Das ist Wahnsinn, was du machst! schoß es mir noch durch den Kopf, dann zog Lady X die Maschine in die Höhe, und der Ruck riß mir fast die Arme aus den Gelenken.
Ich hörte noch einen Schrei!
Röhrend klang er unter mir auf. Trotz meiner prekären Lage drehte ich den Kopf und sah eine von Nebelschleiern umwehte Gestalt aus dem Schloßtor taumeln.
Es war Vampiro-del-mar!

***

Der Gang wurde schmaler und auch niedriger. Suko hatte sowieso nicht aufrecht gehen können, und jetzt mußte er noch stärker den Kopf einziehen, damit er nicht gegen die Decke stieß.
Auch hatte sich Feuchtigkeit in dem Gang gesammelt. Vor allen Dingen an der Decke. Das sich dort befindliche Wasser tropfte nach unten und rann Suko in den Nacken.
Der Chinese hatte sich die Richtung gemerkt, wo das Schloß lag.
Wenn ihn nicht alles täuschte, dann mußte ihn der Gang in die geheimnisvolle Karpatenburg führen.
Zum Glück trug er die Taschenlampe bei sich. Ansonsten wäre er in der absoluten Dunkelheit weitergelaufen. Der Boden war mit Steinen bedeckt. Einige von ihnen wiesen eine beachtliche Größe auf.
Suko sprang über die Steine, zog auch den Kopf ein und atmete auf, als der Gang breiter wurde und das Licht seiner Lampe schließlich einen hellen Kreis auf ein Hindernis malte.
Es war eine Tür.
Als Suko näherkam, da stellte er fest, daß diese Tür bereits uralt sein mußte. Sie befand sich in keinem guten Zustand mehr. Das Holz zeigte

Beschädigungen, Risse und schimmerte feucht. Der Zahn der Zeit hatte ihr zugesetzt, sie war weich geworden.

Suko sah auch ein altes Türschloß. Es bestand aus Metall. Die Verkleidung klebte am linken Türrand.

Suko leuchtete genau nach, probierte die Klinke und stellte fest, daß die Tür von innen abgeschlossen oder verriegelt worden war.

Das paßte dem Chinesen natürlich nicht, aber Suko wußte sich auch so zu helfen.

Er duckte sich, ging zurück, sprang und trat zu.

Nicht umsonst war der Chinese ein wahrer Meister des Karate-Kampfsportes. Sein rechter Fuß hämmerte gegen die Tür, das weiche Holz bot zwar Widerstand, doch keinen so starken, der dem Tritt widerstanden hätte.

Suko kam durch.

Sein Fuß riß ein Loch in die Mitte der alten Holztür. An der anderen Seite kam das Bein zum Vorschein. Suko zog es schnell zurück und trat noch zweimal zu.

Er schuf sich den Durchschlupf.

Ein paarmal mußte er seinen Körper noch drehen, dann hatte er es geschafft und den Gang hinter sich gelassen.

Er stand im Schloß.

Ein unheimlicher, dunkler Keller, in dem es muffig und feucht stank, umgab ihn. Wieder sah Suko dicke Mauern, den festgestampften Lehmboden, die nasse Decke und die stabilen Wände mit den Durchbrüchen zu den anderen Verliesen.

Die Zeit saß Suko im Nacken. Er konnte hier nicht Stunden herumsuchen, sondern mußte sich beeilen, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Nachdem er durch vier Verliese geirrt war, hatte er noch immer nicht den Aufstieg gefunden.

Er sah auch keine Knochen und geriet auch nicht in einen Folterkeller, was man eigentlich hätte erwarten können, es reihte sich nur Verlies an Verlies.

Und dann sah er die Treppe.

Auch nur deshalb, weil er sich gedreht und den Strahl hatte mitwandern lassen. Die Treppe befand sich in einer Ecke des Raumes, war schmal und baufällig.

Sie führte in die Höhe. Im Laufe der langen Jahre hatten die Steine etwas von ihrer Festigkeit verloren. An den Ecken fehlten einige Stücke, Schwitzwasser machte die Stufen zu glatten Fallen.

Suko ging sehr vorsichtig. In einem großen Halbbogen führte die Treppe nach oben. Als der Chinese den Scheitelpunkt dieser Kurve überschritten hatte, da sah er auch ein Ziel.

Der Lampenstrahl traf abermals auf einen Durchgang.

Wenig später stand Suko in einer gewaltigen leeren Schloßhalle. Er kam sich so klein und verloren vor, als er dort verharrte, wo die Treppe ihr Ende fand.

Er wollte sich umschauen, doch Ereignisse, die sich außerhalb des Schlosses abspielten, machten diesen Vorsatz zunichte. Zwar waren die Mauern sehr dick und hielten viel ab, jedoch nicht alles, so daß Suko das dumpfe Wummern der Schüsse vernehmen konnte.

Wer schoß?

John?

Aus dem Hintergrund der hohen Halle hörte er ein Schaben, danach Schritte, und er richtete den Strahl seiner Lampe in das Dunkel und dorthin, wo er die Geräusche vernommen hatte.

Da kam jemand.

Schattenhaft war die Gestalt. Und übergroß. Sie näherte sich mit tapsigen, aber dennoch schnellen Schritten, wurde vom Licht getroffen, und von Suko erkannt.

Es war Vampiro-del-mar.

Unwillig drehte das Monstrum den mit Geschwüren bedeckten Schädel. Es röhrte auf, hob den Arm, und Suko zog seine Waffe.

Irgendwie mußte Vampiro-del-mar es geahnt haben, auf einmal wurde er schnell. Er griff Suko jedoch nicht an, sondern jagte auf den Ausgang zu.

Und der stand offen.

Das bemerkte Suko erst, als er sich nach rechts wandte. Er sah auch den schwachen Fackelschein, der sich zuvor in der Weite und Düsternis der Halle verloren hatte.

Sofort nahm der Inspektor die Verfolgung auf.

Beide – Vampiro-del-mar und er – vernahmen die Geräuschkulisse des Hubschraubers, als dieser vom Boden abhob. Suko konnte jetzt auch nach draußen sehen, glaubte eine Gestalt am Boden zu erkennen und eine andere an den Kufen hängen zu sehen.

Wahrheit, Täuschung, er wußte es nicht. Der Chinese mußte sich auf Vampiro-del-mar konzentrieren, der einen röhrenden, wütenden Schrei ausstieß und sich dann blitzschnell umdrehte.

Er und Suko starrten sich an!

***

Frantisek Marek wartete!

Der alte Mann war mit sich und der Welt unzufrieden. Ausgerechnet jetzt mußte er in ein offenes Grab treten und sich den Fuß verstauchen. Das führte zu Depressionen. Auf einen Grabstein gestützt, stand er da, hatte den Kopf gesenkt und erging sich in bitteren Vorwürfen. Immer wieder fiel ihm seine Frau ein. Sie war zu einem Opfer der Blutsauger geworden, er hatte es nicht verhindern können,

und dies war für ihn der Beweis, daß er nicht mehr viel taugte.
Er war der letzte Marek, besaß keinen Sohn mehr, und bei ihm würde das Erbe der Pfähler, das die Jahrhunderte überdauert hatte, wohl endgültig vorbei sein.
Als er das feine Knattern einer MPi-Salve vernahm, schaute er noch einmal auf, um jedoch den Kopf sofort wieder zu senken. Was interessierte ihn das noch?
Er schaute zu dem offenen Grab hin.
Weshalb war es offen?
Marek begann zu überlegen. So vertrieb er wenigstens die trüben Gedanken. War dort vielleicht der Baron herausgeklettert? Nein, der hatte seine Gruft.
Also trieb sich noch ein Vampir in der Nähe herum, und Marek dachte an zwei Gegner.
Wer konnte das sein?
Da hatte er die Idee. Ein Vampir war in seine und die Falle des Köhlers gelaufen. Vielleicht hatte er in das Grab gehört, das so offen vor ihm lag?
Diese Schlußfolgerung erschien ihm logisch zu sein. Ja, sie war es bestimmt. Aber das ganze Überlegen brachte nichts. Er, Marek, den man auch den Pfähler nannte, war ein verletzter, alter Mann, der nichts mehr taugte.
Den Mächten der Finsternis hatte er den Kampf angesagt. Was war zuletzt geblieben?
Das Versagen!
Und wieder dachte er an seine Frau. Der Pfähler hatte sie nicht schützen können. Die Kräfte, die er bekämpfte, waren schneller gewesen. Schräg fuhr der Eisregen auf ihn zu. Mit einer müden Bewegung hob er die linke Hand und wischte die Feuchtigkeit aus seinem Gesicht. Die Kälte biß in die Haut. Seine Hände waren steif.
Wie eine Steinfigur stand er im Schnee und schaute zu, wie dieser allmählich ein feines weißes Leichentuch auf den Friedhof legte.
Dann hörte er das fast wütende Rattern des Hubschraubers. Dieses Geräusch riß ihn aus seiner Lethargie. Er hob den Kopf, schaute dorthin, wo der Hubschrauber stand, und sah den gewaltigen Schatten in der Luft.
Die Maschine war gestartet!
Mareks Augen wurden weit. Das begriff er nicht. Wie konnte Sinclair zulassen, daß…
Plötzlich glaubte er sich dem Wahnsinn nahe. Er traute seinen Augen nicht, denn an der einen Kufe des tief fliegenden Hubschraubers hing eine Gestalt.
John Sinclair.
Sie pendelte hin und her, der Schnee schlug gegen ihren Körper, der

von Nebelschleiern umwallt wurde und bald darauf verschwand, als der Hubschrauber an Höhe gewann.

Ein Spuk?

Marek wischte über seine Augen. Nein, es war kein Spuk, sondern eine verdammte Wahrheit.

Die für ihn schreckliche Entdeckung hatte ihn wieder aus seiner Lethargie gerissen. Er suchte den Hubschrauber, drehte sich dabei, um ein größeres Sichtfeld zu bekommen.

Dabei schaute er fast zwangsläufig über den Friedhof, stutzte plötzlich, und seine Augen weiteten sich.

Zwischen den Grabsteinen stand eine Gestalt.

Baron von Leppe!

Er war gekommen, um sich auch den letzten Marek zu holen!

***

Das war Mord und Selbstmord zugleich, was ich da tat. Mit beiden Händen umklammerte ich die vereiste Kufe. Der Wind und der Schnee hieben in mein Gesicht, sie unterkühlten die Haut, die ich schon nicht mehr spürte, und füllten auch die Augen.

Mich mußte der Teufel geritten haben, daß ich so etwas getan hatte, denn jetzt besaß Lady X die Trümpfe. Sie brauchte die Maschine nur in die Höhe des Gipfels zu bringen, dann würden meine Hände von allein abfrieren.

Mein Körper pendelte. Der Hubschrauber flog ja nicht normal geradeaus, Lady X stellte es raffinierter an. Sie sorgte dafür, daß er in Schwingungen geriet, und die übertrugen sich zwangsläufig auf meinen Körper.

Als ich den ersten Schreck einigermaßen überwunden hatte, konzentrierte ich mich auf das Ziel meiner unfreiwilligen Reise.

Die Untote steuerte den Friedhof an!

Wollte sie mir etwa dort zur letzten Ruhe verhelfen? Ich schaute nach unten, sah die grauen Nebelspiralen und erkannte schemenhaft die aus dem Boden ragenden Grabsteine. Ich glaubte auch, Marek zu sehen, der einsam und verlassen auf dem unheimlichen Totenacker stand. Dann nahm mir der Nebel die Sicht.

Der Hubschrauber gewann an Höhe.

Als er so plötzlich stieg, erlebte ich dies wie eine Explosion in meinen Armgelenken. Ich schrie auf, Tränen schossen aus meinen Augen und vermischten sich mit der Feuchtigkeit in meinem Gesicht.

Das war die Hölle!

Wohin wollte Lady X fliegen?

Unter mir wischten die Schatten hinweg. Dunklere und helle. Die dunklen waren die Bäume, die hellen die Nebelstreifen, die wie Geisterarme lautlos zwischen den dicht stehenden Stämmen

einherkrochen.

Ein unheimliches Feld lag unter mir, und wir stiegen einer immer kälteren Höhe entgegen.

Wie lange konnte ich es noch aushalten?

Fünf Minuten? Mehr oder weniger?

Ich legte meinen Kopf in den Nacken. Das Unterteil der Maschine kam mir so unendlich weit entfernt vor. Unerreichbar für mich. Ich hatte auch nicht die Kraft, auf die Kufen zu klettern, außerdem bin ich kein Stuntman, bei dem das so einfach abläuft, ich wäre schon beim ersten Versuch ausgerutscht.

Konnte ich noch springen?

Ich beschäftigte mich sehr mit diesem Gedanken. Die Zweige der Bäume hätten bestimmt ein Überleben möglich gemacht, aber unter mir befand sich nichts mehr, vielleicht Fels, keine Schatten, ich hätte ins Leere und Ungewisse springen müssen.

Wir näherten uns der Burg.

Auch eine Methode, um mich loszuwerden. Lady X brauchte den Hubschrauber nur zu schütteln, wenn wir uns nahe genug der Mauer befanden. Dann klatschte ich dagegen, und es war um mich geschehen.

Der nächste Kurs überraschte mich, denn sie schlug einen weiten Bogen und flog wieder zurück.

Genau zum Ausgangspunkt!

Allmählich verließ mich die Kraft. In meinen Händen spürte ich kein Gefühl mehr. Sie schienen überhaupt nicht zu meinem Körper zu gehören, sondern nur noch Anhängsel zu sein. Der Fahrtwind biß in meine Haut, wobei er die Schärfe von Messern besaß.

Wieder änderte Lady X den Kurs ein wenig. Wir flogen auf einmal so dicht an der Burgmauer vorbei, daß ich Angst hatte, dagegenzuprallen.

Daran dachte Lady X im Augenblick nicht, denn sie hatte andere Probleme, wie ich gleich darauf feststellen konnte.

Sie flog den freien Platz an, der sich vor der Burg befand und von dem die Maschine, mit mir an den Kufen hängend, auch gestartet war.

Dem Boden befanden wir uns ziemlich nahe. Ich sah sogar die Gestalt des toten Piloten.

Aber ich sah noch mehr.

Suko und Vampiro-del-mar. Beide bewegten sich. Was sie taten, konnte ich nicht erkennen, ich hatte mit meinen eigenen Problemen zu kämpfen. Die waren schlimm genug.

Wenn ich es jetzt nicht riskierte und losließ, würde ich bei der Landung zumindest verletzt.

Ich löste die Hände und fiel.

***

Mit Silberkugeln konnte Suko den Vampir nicht erledigen, das war schon versucht worden und hatte keinen Erfolg gezeigt.

Wie dann?

In den Sekunden, als sich die beiden Feinde gegenüberstanden, mußte sich der Chinese entscheiden.

Seine Hand klatschte auf den Griff der Dämonenpeitsche. Diese Peitschte, hergestellt aus der Haut des Dämons Nyrana, war eine besondere schwarzmagische Waffe. Sehr stark, sehr kraftvoll. Suko hatte mit ihr schon eine Menge Schwarzblütler vernichtet.

Der Uralt-Vampir starrte ihn an. Ein Auge war nicht mehr so wie früher, nachdem es mal von einer Leuchtkugel getroffen worden war. Der Ausdruck entstellte das sowieso schon häßliche Gesicht noch mehr, und Suko schüttelte sich. Die drei Riemen fielen aus der Grifföffnung. Jetzt war Suko kampfbereit.

Wie Vampiro-del-mar. Der Vampir glitt zurück. Trotz seiner gewaltigen Größe bewegte er sich geschmeidig. Die Kleidung hing wie immer in Fetzen um seinen graubraun schimmernden Körper. Er hatte das Maul weit aufgerissen, aus dem Oberkiefer stachen die beiden spitzen Vampirzähne hervor. Sie wiesen gleichzeitig noch eine Krümmung auf, so daß sie fast wie gebogene Dolche aussahen.

Suko führte den ersten Schlag. Er wußte selbst, daß er keinen Erfolg zeigen konnte, die Distanz zwischen ihm und dem Uralt-Vampir war einfach zu groß.

Die drei Riemen legten sich in der Luft fast gegeneinander und pfiffen auf Sukos schaurigen Gegner zu.

Der sprang zurück.

Aus seinem Maul drang ein undefinierbares Geräusch. Heftig bewegte er seine langen Arme, er suchte bei Suko nach einer Schwachstelle, um ihn zu töten.

Der Inspektor warf die Peitsche in die linke Hand, fing den Griff geschickt auf und zog seine Beretta.

Zweimal schoß er.

Eine Kugel jagte er in die Brust, die zweite wollte er in den Schädel des Monstrums setzen, doch durch eine gedankenschnelle Bewegung wich Vampiro-del-mar aus.

Suko setzte nach.

Der Treffer hatte den Uralt-Vampir zwar zurückgestoßen, aber nicht außer Gefecht gesetzt. Wie früher Tokota, der Samurai des Satans, so hatte auch er die Silberkugel aufgefangen. Er war nur wütend geworden.

Beim zweitenmal schlug Suko besser. Fast hätten sich die drei Riemen um den Hals des Vampirs gewickelt, doch der Bluttrinker ging in die Hocke, so daß ihn die Peitsche verfehlte.

Und dann war alles anders.

Suko hatte sich stark auf den Kampf konzentriert. Im Unterbewußtsein vernahm er zwar das Geräusch des in der Nähe umherfliegenden Hubschraubers, plötzlich jedoch wurde es überlaut und lenkte Suko von seiner eigentlichen Aufgabe ab.
Er schaute nach rechts.
Gewaltig war der Schatten, der sich aus dem Himmel löste. Wie ein Ungeheuer durchbrach er den Schleier aus feinem Schnee und Nebelwolken.
Und ein Mann hing an der Kufe.
John Sinclair!
Suko wollte schon den Namen seines Freundes rufen, als der Geisterjäger bereits reagierte, seine Hände löste und sich fallen ließ. Er wuchtete auf den Boden, brach dort zusammen und rollte sich ein paarmal um die eigene Achse, bevor er wie tot liegenblieb.
Der Hubschrauber aber landete…

***

Er war also doch gekommen!
Marek stand da und schaute die Gestalt an. Baron Viktor von Leppe. Der Unheimliche, der Vampir, der Blutsauger. All das, was man über ihn gehört hatte, entsprach den Tatsachen. Er war nicht tot, sondern lebte als Untoter weiter.
Marek nickte. Es war mehr eine Bestätigung an sich selbst. Er sah ihn nun zum zweitenmal und wußte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Es gab ihn wirklich.
Früher hatte er, wenn er einem Blutsauger gegenüberstand, so etwas wie Haß gespürt. Da war auch der Jagdinstinkt hinzugekommen, doch heute war es anders.
Marek hatte Angst.
Er selbst traute sich nicht mehr viel zu, die Verletzung am Knöchel machte ihm zu schaffen, und als sich der Blut-Baron bewegte, da unternahm er nichts.
Der Pfähler blieb stehen.
Leer, ausgebrannt. Innerlich verunsichert stand er im Flockenwirbel und wartete auf das Ende.
Über sein Gesicht lief das Wasser. Es sammelte sich in den Furchen der Haut, wo es seinen Weg zum Kinn und zum Hals fand, um in der Kleidung zu versickern.
Heftiger Wind tobte über dem unheimlichen Totenacker, wirbelte Laub hoch, heulte um die Grabsteine und rüttelte an den blattlosen Zweigen der Bäume.
Der Vampir ging vor.
Er hatte Zeit, er bewegte sich dementsprechend langsam, aber unaufhaltsam.

Marek sollte sein Opfer sein. Ihm stand es zu, den bei den Blutsaugern so verhaßten Pfähler zu vernichten.

Der alte Mann schaute ihm entgegen. Noch immer lag seine linke Hand auf dem oberen Rand des Grabsteines, in der rechten hielt er seinen alten Eichenpfahl.

Nicht erst einmal hatte er einem Vampir gegenübergestanden, aber nie zuvor war ihm dies alles so gleichgültig gewesen wie in diesen Augenblicken. Frantisek Marek war drauf und dran, sein Leben einfach wegzuwerfen. Er dachte nicht mehr an sein Erbe, schaute auf den Vampir, dessen düstere Gestalt sich immer mehr aus dem Nebel löste, und der jetzt seine Lippen zurückschob, so daß auch Marek das markante Zeichen in seinem Oberkiefer erkennen konnte.

Die Blutzähne!

Als der alte Marek dieses Bild sah, da schüttelte es ihn durch.

Plötzlich straffte sich seine Gestalt, die Augen nahmen einen völlig anderen Ausdruck an. Waren sie zuvor noch blicklos und deprimiert gewesen, so schauten sie nun hell, klar und scharf.

In den Pupillen stand der Wille zu lesen, es unter allen Umständen zu schaffen.

*Er war Marek, der Pfähler!*

Dieser Gedanke war wie ein Blitzstrahl, der sein Gehirn durchschnitt. Er mußte die Vampire vernichten, denn er hatte von seinen Vorfahren die Verpflichtung übernommen.

Frantisek Marek hob den rechten Arm. Er schaute auf den alten, glatten Eichenpfahl, der von Nässe glänzte. Die Unterlippe des Mannes schob sich vor, das Gesicht nahm einen entschlossenen Ausdruck an, und er setzte sich in Bewegung.

Humpelnd, aber er spürte keinen Schmerz.

Sein Wille war auf die Vernichtung des Vampirs fixiert. Baron von Leppe durfte nicht überleben.

Marek beschleunigte seine Schritte. Bei jedem knickte er leicht ein, die Augen waren starr auf die ihm entgegenkommende Gestalt gerichtet, die ihre Arme ausgebreitet hatte, als wollte sie den Pfähler umfangen.

In Höhe des aufgebrochenen Grabes mußten die beiden unversöhnlichen Gegner ungefähr zusammentreffen.

Niemand von ihnen sprach. Marek atmete schwer, der Vampir blieb stumm. Lautlos und gespenstisch trieben die Nebelschleier über den alten Friedhof.

Und ebenso geräuschlos fiel der Schnee vom Himmel, der sich inzwischen in dicke Flocken umgewandelt hatte.

Er blieb liegen, schuf auf den alten Gräbern eine weiße Haube und bedeckte auch die Grabsteine.

Vor dem Mund des Pfählers dampfte der Atem. Bei Baron von Leppe

war nichts zu sehen.
Ein Vampir atmete nicht…
Die Entfernung schmolz. Marek fixierte seinen Gegner genau. Er wußte, daß er sich auf einen langen Kampf nicht einlassen konnte, dazu fehlten ihm die Kraft und die Kondition.
Plötzlich griff er an.
Der alte Mann hatte sich genau überlegt, was er tat. Der Vampir war schneller gewesen als er und schon fast am Grab vorbei, als sich Marek wuchtig vorwarf.
Er verlagerte dabei sein Gewicht auf den rechten Fuß, und ein Schrei drang über seine Lippen.
Nie hätte Marek gedacht, daß er noch einmal so schnell sein würde, und auch der Vampir nicht.
Er wich aus, allerdings zur falschen Seite. Nicht nach rechts, sondern nach links warf er sich, und da befand sich das offene Grab seines Dieners Egmont.
Marek war es schon zum Verhängnis geworden, dem untoten Baron erging es nicht besser. Victor von Leppe trat ins Leere, verlor den Halt und fiel.
Noch in der Luft erwischte Marek ihn.
Sein unheimlicher Schrei zitterte über den alten Totenacker, als er die Spitze des Pfahls in die linke Seite der Brust rammte und den Vampir damit aufspießen wollte.
Es sah im ersten Augenblick so aus, als würde von Leppe in der Luft stehenbleiben, dann kippte er in das Grab, krachte in den Sarg und Marek fiel auf den Baron.
Der Pfähler riß seine alte Waffe aus der Brust, heulte auf und schrie, während er abermals zustieß.
»Das ist für meine Frau, du Bestie!«
Der Blutsauger röchelte. Die Zunge schnellte aus seinem weit aufgerissenen Mund, vermischt mit einem widerlichen Schleim, er versuchte sich aufzubäumen, doch der Pfahl steckte so tief in seinem untoten Körper, daß er am Rücken wieder heraustrat.
Marek lag auf ihm.
Der alte Mann konnte nicht mehr. Er weinte vor Schmerz und Erschöpfung.
Während unter ihm die Haut des Vampirs allmählich grau und dann braun wurde, dachte Frantisek Marek daran, daß er seinem Namen wieder alle Ehre gemacht hatte.
Denn er war der Pfähler.
Obwohl er dies manchmal als einen Fluch empfand…

***

Für einen Moment blieb ich wie tot am Boden liegen. Ich wollte und

konnte einfach nicht mehr, glaubte mich in einen Traum versetzt und hätte am liebsten geschlafen.

Aber da war das Flappern der Rotorblätter und das Knattern des Motors. Beides riß mich aus meiner Lethargie und wieder in die Höhe.

Der Hubschrauber war gelandet.

Während ich mich auf die Knie stemmte, turnte Lady X zum Einstieg, stieß die Luke auf und schrie Vampiro-del-mar etwas zu, der als geisterhafte Gestalt ebenfalls zu sehen war.

Ich verstand nicht, was sie sagte, aber Vampiro-del-mar hatte es begriffen. Er stürzte auf den Hubschrauber zu, ohne von Suko aufgehalten zu werden.

Auch ich wollte nicht liegenbleiben. Doch als ich stand, wurden meine Knie weich, und ich sank wieder in die Hocke.

Suko war stehengeblieben. Er griff nach seinem Stab, um die Zeit anzuhalten, dann bekamen wir noch eine gute Chance.

Beide rechneten wir nicht mit der Raffinesse einer Lady X. Auch sie wußte von Sukos Waffe, und sie richtete sich haargenau danach.

Sie startete nicht mit dem Hubschrauber, sondern paßte den richtigen Zeitpunkt ab, als sich Vampiro-del-mar bereits in ihrer Nähe befand und gebückt in die Maschine stieg.

Sie aktivierte den Würfel des Unheils.

Suko blieb das magische Wort Topar buchstäblich im Halse stecken, denn wie auch ich sah er die beiden Blutsauger verschwinden.

Sie lösten sich vor unseren Augen auf und ließen einen leeren Hubschrauber zurück.

Ihre Mission hier in Rumänien war beendet.

Vorläufig jedenfalls…

***

Uns blieb die gegenseitige Klage. Wieder einmal war die jetzige Chefin der Mordliga entkommen. Sie stellte an Raffinesse und Schlauheit wirklich alles in den Schatten und zeigte, daß auch wir keine Supermänner waren.

Suko war nicht so erschöpft wie ich. Er kam zu mir und stützte mich, weil ich Schwierigkeiten mit dem Stehen hatte. »Das hätte ins Auge gehen können«, sagte er vorwurfsvoll.

Ich grinste schief. »Nicht nur das, Alter, auch ans Leben.«

»Und welcher Teufel hat dich geritten?«

»Kann ich nicht sagen. Vielleicht war es die Wut, Lady X endlich zu stellen.«

»Verdammt, Marek!« Suko wechselte übergangslos das Thema. In den letzten aufregenden Minuten hatten wir an ihn und diesen Baron von Leppe nicht denken können.

»Der muß noch auf dem Friedhof sein.«

Wir liefen hin. Suko war schneller als ich, denn ich bekam meine Beine kaum vom Boden hoch.

Wir sahen einen leeren Friedhof vor uns, über den ein weißer Flockenwirbel tanzte.

Es dauerte Minuten, bis wir Marek gefunden hatten. Suko hatte das Glück und entdeckte ihn.

Der Pfähler lag halb in einem offenen Sarg. Unter ihm verfaulten die Knochen eines uralten Vampirs, den die Waffe des alten Mannes getroffen hatte.

Suko hievte Marek aus der Grube. Der Alte war so erschöpft, daß mein Freund ihn zum Hubschrauber tragen mußte. Ihn hatte uns Lady X zum Glück dagelassen.

»Du wolltest doch fliegen«, sagte Suko zu mir, »bitte, jetzt kannst du den Piloten spielen.«

Wir flogen los.

Den toten Jarek nahmen wir mit.

Es wurde ein Flug, den ich nie vergessen werde. Nacht, Schneetreiben, unbekanntes Gelände, halbvoller Tank…

Daß wir irgendwann in Petrila landeten, grenzte schon an ein Wunder. Wir gingen sofort zum Bürgermeister. Er atmete auf, als er uns gesund und munter vor sich sah, dann berichteten wir vom Tod des Piloten und er sagte, daß er die Zentrale unterrichten müßte.

Wir wollten noch ein paar Tage in Petrila bleiben. So lange, bis Marie Marek beerdigt war. Es wurde eine traurige Beerdigung.

Als die Menschen gegangen waren, standen Marek, Suko und ich noch lange am offenen Grab.

Der alte Mann hielt den Eichenpfahl umklammert. Die Spitze zeigte nach unten und wies auf den braunen Sargdeckel. »Ich habe dich gerächt, Marie, und ich werde dich weiterrächen, bis auch mich einmal der Schicksalsschlag trifft. Ruhe in Frieden, Frau!«

Dann wandte er sich ab und ging…

***

Wir regelten alles mit den Behörden und konnten drei Tage später wieder zurückfliegen.

Eins möchte ich noch nachtragen. In Konstanza lief irgendwann ein Frachter ein, der einen toten Kapitän an Bord hatte. Bei den Untersuchungen konnte sich niemand erklären, wie es zum Ableben des Kapitän Romanescu gekommen war.

Man einigte sich schließlich darauf, die ganze Sache als einen Unfall hinzustellen.

Damit ging man jeglichem Ärger aus dem Weg…

***ENDE des Zweiteilers***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 244 »Der Seelen-Vampir«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 33 »Der Pfähler«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 023 »Friedhof der Verfluchten«